

Thomas Schirrmacher (Hg.)

Der Segen von Ehe und Familie –
interessante Erkenntnisse aus
Forschung und Statistik

idea Dokumentation 3/2006

Schriftenreihe des Instituts für Lebens- und Familienwissenschaften

Band 1
Empfängnisverhütung
(idea-Dokumentation, in Vorbereitung)

Band 2
Der Segen von Ehe und Familie
(idea-Dokumentation)

Band 3
Lebensschutz oder kollektiver Selbstbetrug?
(Bundesverband Lebensrecht)



Institut für Lebens- und
Familienwissenschaften

**“Wer seine Familie
vernachlässigt,
dessen Besitz löst
sich in Luft auf!”**

Sprüche 11, 29
(Die gute Nachricht)



Thomas Schirrmacher (Hg.)

Der Segen von Ehe und Familie –
interessante Erkenntnisse aus
Forschung und Statistik

herausgegeben im Auftrag
von idea und des Instituts für Lebens-
und Familienwissenschaften

Verlag für Kultur und Wissenschaft
Culture and Science Publ.
Bonn 2006

Die Deutsche Bibliothek - CIP

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

Bibliographic information published by Die Deutsche Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek lists this publication in the Deutsche Nationalbibliografie; detailed bibliographic data is available in the Internet at <http://dnb.ddb.de>.

idea-Dokumentation 3/2006

© 2006 by ilfw und idea

Postfach 1820, D-35528 Wetzlar

Tel.: 06441/915-122 Fax - 148

eMail: idea@idea.de/www.idea.de

ISBN 3-938116-15-3

ISSN 1862-5150

(Schriftenreihe des Instituts für Lebens-
und Familienwissenschaften)

Printed in Germany

Redaktion und Grafiken: Ron Kubsch

Satz: Beate Hebold

Umschlaggestaltung und Gesamtherstellung:

BoD Verlagsservice Beese, Friedensallee 76, 22765 Hamburg

www.rvbeese.de / info@rvbeese.de

Verlag für Kultur und Wissenschaft

(Culture and Science Publ.)

Friedrichstr. 38, 53111 Bonn

Fax 0228/9650389

www.vkwonline.de / info@vkwonline.de

Verlagsauslieferung:

Hänssler Verlag / IC - Medienhaus

D-71087 Holzgerlingen, Tel. 07031/7414-177 Fax -119

www.haenssler.de / www.icmedienhaus.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
Über ein Vierteljahrhundert später – die Forschung bringt es ans Licht	10
Das Beispiel der Pornographie – ein Vierteljahrhundert später	12
Zahllose Untersuchungen zur Familiensoziologie	14
Die Langzeitkernfamilie – weiter Regel und Ideal	27
Themenbereich Vorteile der Ehe	37
Die Ehe ist wirtschaftlich sinnvoll	60
Themenbereich Ehe und Kinder	62
Themenbereich Männer und Kinder	74
Themenbereich Scheidung	82
Das elterliche Entfremdungssyndrom (PAS)	99
Themenbereich Stieffamilien	110
Themenbereich Alleinerziehende	116
Themenbereich Nichteheliche Elternschaft	125
Themenbereich Nichteheliche Paare	128
Grundlegende Literatur zu Einführung	137
Buchveröffentlichungen von Th. Schirmmacher	145
Über den Autor	148

Grafik 1: Verheiratet sein steigert die sexuelle Zufriedenheit	23
Grafik 2: Langfristige Beziehungen und Ehe steigern die sexuelle Zufriedenheit	24
Grafik 3: Wer hat negative Gefühle im Blick auf die Sexualität?	25
Grafik 4: Die ideale Lebensform für Männer und Frauen	30
Grafik 5: Braucht man Familie zum Glück	31
Grafik 6: Kinder als Lebenssinn	32
Grafik 7: Kinder als Lebenssinn oder Belastung?	33
Grafik 8: Sterberate nach Familienstand	45
Grafik 9: Verheiratete leben glücklicher	51
Grafik 10: Verheiratete sind glücklicher in der Partnerschaft	52
Grafik 11: Rate der Alkoholabhängigen nach Familienstand	54
Grafik 12: Männer in erster Ehe arbeiten länger	59
Grafik 13: Familien- Netto- Pro- Kopf- Einkommen nach Familienarten	60
Grafik 14: Besitz bei Pensionierung nach Familienstand	61
Grafik 15: Häufigkeit nach Familienarten, in der 12 – 14jährige Alkohol, Tabak und Drogen benutzen	64
Grafik 16: Insassen von Gefängnissen nach Familienstand der Herkunftsfamilie	65
Grafik 17: Jugendliche im Gefängnis nach Familienstand der Herkunftsfamilie	66
Grafik 18: Besuch weiterführender Schularten nach Familienarten	68
Grafik 19: Anteil der Klassenwiederholer nach Familienarten	69
Grafik 20: Wahrscheinlichkeit von schwerer Gewalt gegen Kinder nach Familienarten	75
Grafik 21: Die Gefahr des sexuellen Missbrauchs ist durch verheiratete, biologische Eltern am geringsten	76
Grafik 22: Vererbung der Scheidungsneigung	86
Grafik 23: Lehrer über ihre 10jährigen Schüler aus verschiedenen Familienarten	115
Grafik 24: Prozentsatz der Kinder mit Schulproblemen nach Familienarten	116
Grafik 25: Ausmaß des Einsatzes der Eltern für Schulaktivitäten ihrer Kinder nach Familienarten	117
Grafik 26: Wahrscheinlichkeit, während einer bestehenden Beziehung eine sexuelle Beziehung zu einer zweiten Person zu haben	129

Der Segen von Ehe und Familie – interessante Erkenntnisse aus Forschung und Statistik

Einleitung

Meine Frau ist mein bester Freund. Mit niemanden kann ich besser die Zeit totschlagen und intensiver zusammenarbeiten. Keiner versteht mich besser, kann mich besser kritisieren und mir seelsorgerliche Hilfe bieten, als sie. Wenn ich etwas zu besprechen habe, ist mein Interesse immer am größten, es mit ihr, meinem besten Freund, zu besprechen, was für mich recht einfach ist, weil wir uns deswegen entschieden haben, gemeinsam in einem schönen großen Büro zu arbeiten. Keiner meiner Männerfreunde kommt an meine Frau heran.

Nur Kumpels? Ist das nicht die falsche Grundlage für eine Partnerschaft? Nun sagt mir die Statistik, dass solche Partnerschaften am stabilsten sind, also die geringste Scheidungsrate aufwiesen, die aus einer Freundschaft eine Ehe gemacht haben und in denen die Partner nicht nur Partner im erotischen Bereich sind oder eine Familienrolle spielen (z. B. Vater/Mutter der gemeinsamen Kinder, Haushaltsführender), sondern an erster Stelle eine tiefgehende Freundschaft haben und vorneweg ein tiefer Respekt füreinander steht. Statistisch gesehen habe ich damit ein Stück weit das Glück gepachtet – bei aller Notwendigkeit, den Einzelfall zu sehen und das Geschenk der Liebe Tag für Tag neu zu pflegen.

Allerdings ist es nicht mehr in, sein ganzes Leben um eine Ehefrau herum zu bauen. Angeblich hat das auch alle möglichen negativen psychologischen Konsequenzen und wenn ich manche Literatur lese, müsste ich längst ein Nervenbündel sein, das wegen all dessen, was ich nicht darf, das Glück im Leben verpasst. Merkwürdigerweise sind andere Menschen in meiner Lage meist ausgesprochen glücklich, wohingegen Menschen, die andere Wege einschlagen, zwar scheinbar die große Freiheit genießen, allzuoft aber eines Tages als heulendes

Elend enden. Und auch für manchen Christen ist es gar keine glückliche Vorstellung, den ganzen Tag mit seiner Frau zusammen zu leben oder zu arbeiten.

Eines Tages brach mein Sohn David aus unbekanntem Gründen auf der Straße ohnmächtig und mit einem geistigen Blackout zusammen. Nach Tagen des Stresses im Krankenhaus neben voller Berufstätigkeit waren wir Eltern am Ende unserer Kraft, als uns der Arzt mitteilte, dass wir David eine ganze Nacht für einen – dann glücklicherweise negativ verlaufenen – Epilepsietest wach halten müssten. Er dürfe keine Sekunde wegsacken. Wir wussten noch nicht einmal, wie uns selbst wachhalten, geschweige denn einen müden kleinen Jungen. Doch Oma und Opa wussten Rat. Ihr Angebot, mit 80 Jahren die Aufgabe selbst zu übernehmen, entlockte uns zwar ein Schmunzeln, zeigte uns aber auch ihre tiefe Liebe. Schließlich lobten die Großeltern statt dessen etwas Geld für denjenigen der anderen Enkel aus, der einspringen würde. Also rückte Martin an, dem als Student eine durchwachte Nacht noch Spaß machte. Es wurden Filme geschaut und drinnen und draußen Rollstuhllrennen veranstaltet, bis die Nacht vorbei war. Hier lebt Familie und zeigt sich von ihrer besten Seite. Oma und Opa sind ausgefüllt, Papa und Mama fit – auch für ihr anderes Kind und ihre Arbeit. Der Neffe lernt für andere und für Kinder dazusein. Der Junge wird gesund, fühlt sich geborgen und hat eine Nacht lang Spaß – alles für seine Zukunft zusammen mit vielen ähnlichen Ereignissen von großer Bedeutung. Und wenn ich dann in die Statistik schaue, sagt diese mir, wie das Zusammenspiel vieler Ereignisse aus den Ehen und Familien einer Großfamilie den Faktor Nr. 1 darstellt, wie gesund, seelisch stabil und abgesichert sie alle in die Zukunft gehen.

Nicht, dass ich mir als etwas Besonderes vorkomme. Die große Bevölkerungsmehrheit der Deutschen lebt nach wie vor in solchen Verhältnissen. Aber wenn ich dann in der Öffentlichkeit und insbesondere in den Medien den Eindruck bekomme, intakte Familien wären Kennzeichen ekelhaften, konservativen Spießertums, das hoffentlich bald ausstirbt, und nur etwas für prude Leute, die keinen Spaß am Leben haben wollten, ja wenn man sich fast dafür entschuldigen muss, sein Leben in Ehe und Familie und nicht in eine Yacht und schöne Frauen zu investieren, und wenn die Bild-Zeitung statt dessen (vermutlich frei

erfunden) vom Inzest zwischen Enkel und Großmutter berichtet – denn normaler Inzest war schon so oft Thema, dass das selbst in der Bild-Zeitung nicht mehr zieht –, dann frage ich mich schon manchmal, warum die Öffentlichkeit eigentlich mutwillig das so schlecht macht, was nach wie vor mehr Menschen Glück und Zukunft bietet, als irgend etwas sonst. Wird hier nicht mit großem Einsatz etwas schlechtgeredet, dass aller Häme zum Trotz Tag für Tag im Leben vieler Menschen beweist, dass Liebe und Treue füreinander das Leben lebenswerter machen?

Der Grad der Bildung und die intellektuelle und wirtschaftliche Zukunft der Kinder werden etwa nach wie vor durch nichts mehr bestimmt, als durch die Familie, aus der sie kommen. Fast jedem ist dies in Hinsicht auf die finanzielle Seite oder den Bildungsstand der Eltern bewusst. Aber es sind nicht nur der Wohlstand oder der höhere Bildungsgrad der Eltern, der Kindern bessere Startbedingungen gibt, sondern auch, wie harmonisch die Beziehung der Eltern ist, wieviel Zeit sie für ihre Kinder haben, wieviele Erwachsene sich um die Kinder kümmern, wie stabil die Beziehungen auf Dauer sind und vor allem nachgewiesener Maßen der Familienstand: Wenn die biologischen Eltern verheiratet mit den Kindern zusammen leben, bietet dies nach wie vor die besten Voraussetzungen für die Zukunft der Kinder, gleich, ob es ihr emotionales Wohlbefinden, die schulischen Leistungen oder ihren zukünftigen Verdienst betrifft. Nur warum hört man von Geld und Bildung so viel, von Ehe und familiärer Investition in Kinder so wenig?

Da eine bessere Ausbildung der Kinder ihnen eine bessere Zukunft ermöglicht, ist es für jeden erfreulich und selbstverständlich, wenn die Eltern, ja die Gesellschaft, hier investieren und darüber reden. Die Liebe und (auch sexuelle) Treue gegenüber der biologischen Mutter der Kinder hat aber für ihre Zukunft offensichtlich einen ähnlichen, wenn nicht größeren Effekt. Dennoch wird hier selten investiert, von der Gesellschaft schon gar nicht und darüber geredet wird erst recht nicht. Vielmehr gelten Männer, die sich jahrzehntelang bewusst für eine Frau entscheiden, als Langweiler.

Würde eine gute Ausbildung als gutes Startkapital der Kinder für die Zukunft in der Öffentlichkeit permanent schlecht gemacht, würden wir nur mit dem Kopf schütteln. Familie und Ehe aber, die nach wie

vor mehr als alles andere darüber entscheiden, was Kinder an gutem und schlechtem Kapital für das Leben mitbekommen und die dazu den Hauptteil des Humanvermögens in Deutschland erwirtschaften, müssen sich permanent gefallen lassen, schlechtgeredet oder ignoriert zu werden.

Rauchen verkürzt das Leben. Der Staat gibt deswegen Millionen aus, um die Bürger davor zu warnen und stößt mit immer neuen Verboten Millionen von Rauchern vor den Kopf. Die Langzeitkernfamilie verlängert die Lebenserwartung ebenso wie die Ehe enorm, während Teenagersex, Scheidung, nichteheliches Zusammenleben oder praktizierte Homosexualität die Lebenserwartung verkürzen. Aber jeder, der nur wagt, dies anzudeuten, selbst wenn er nur statistische Fakten vorlegen will und keinerlei moralische oder politischen Konsequenzen verlangt, wird mundtot gemacht. Die angeblich so tolerante Gesellschaft, die in ihrer Verfassung Ehe und Familie unter besonderen Schutz stellt, schützt in Wirklichkeit alles, was Ehe und Familie in Frage stellt und zerstört, und macht jeden, der es noch wagt, von Ehe und von Kindern in traditioneller Familie zu schwärmen, fertig. Solche Tabus aber sind der beste Beweis einer intoleranten Gesellschaft.

Über ein Vierteljahrhundert später – die Forschung bringt es ans Licht

In vielen Bereichen war man vor einem Vierteljahrhundert nur auf Vermutungen angewiesen, welche Folgen die grundlegenden Änderungen des Ehe- und Familienrechts, des Sexualstrafrechts und der Gesetzgebung zu Pornographie und Abtreibung haben würde. Dies galt für Befürworter, die die Zukunft ausschließlich rosig sahen, genauso wie für Warner, die zwar später in ihren dunklen Prognosen Recht behielten, dies damals aber nicht im Detail belegen konnten.

Heute, über ein Vierteljahrhundert später, sind die Folgen in vielen Details wissenschaftlich untersucht und belegt, ohne dass die Öffentlichkeit davon wirklich Kenntnis bekommt, da die Massenmedien nur

ungern darüber berichten und zum Teil von der sexuellen Freizügigkeit und dem andauernden Verfall der Familie zu sehr profitieren, als dass sie an einem Kurswechsel Interesse hätten.¹

Einige Ergebnisse drängen sich jedoch zunehmend derartig auf, dass plötzlich selbst diejenigen über die Folgen erschrocken sind, die die Möglichkeiten dazu einst eingeführt haben. So ist die Tatsache, dass die Deutschen aussterben, plötzlich in aller Munde und wird wie eine ganz neue Erkenntnis gehandelt, während die private und öffentliche Kinderfeindlichkeit im System dies schon lange erwarten ließ und die Folgen von Experten schon lange hochgerechnet wurden.² Das deutsche Familienministerium plant – zuletzt unter einer SPD-Ministerin – wieder, wie man die Kinderzahl erhöhen kann und untersucht,³ welche Bedeutung die Familie für das Wirtschaftsleben hat.⁴

Und überhaupt darf man wieder sagen, dass die Familienfeindlichkeit und Kurzlebigkeit sexueller Beziehungen die Grundfeste unserer Gesellschaft erschüttern und es ein Unding ist, dass Eltern die Zukunft der Kinderlosen erarbeiten und mitfinanzieren müssen. Der Journalist Konrad Adam schreibt beispielsweise: „Der Staat verpflichtet Eltern zum Unterhalt, sogar zum standesgemäßen Unterhalt ihrer Kinder, verweigert ihnen aber die steuerliche Anerkennung für das, was sie doch keineswegs nur zu ihrem Vergnügen oder zum Vorteil ihrer Kinder unternehmen, sondern zum Nutzen der Gemeinschaft auch. Er belastet sie mit Abgaben in einer Höhe, die Eltern daran hindert, eine Aufgabe zu erfüllen, die ihnen von Natur und Verfassung zugewiesen worden ist. Die demographische Schiefelage der Deutschen ist ja kein Schicksal, sondern Resultat einer kinderfeindlichen Politik, die mit

¹ Unter den großen deutschen Printmedien sind hier – soweit ich das übersehen kann – nur die Tageszeitung ‚Die Welt‘ und das Nachrichtenmagazin ‚Focus‘ eine Ausnahme, die regelmäßig und sachlich über die Ergebnisse neuerer Familienstudien berichten. (Allerdings kommen aus denselben beiden Verlagshäusern auch die ‚Bild-Zeitung‘ und die deutsche Ausgabe des ‚Playboy‘, die ihre Auflagen mit marktschreierischen Beispielen für alles, was Familie zerstört, steigern.)

² Vgl. Max Wingen. Die Geburtenkrise ist überwindbar. Connex – gesellschaftspolitische Studien 4. Vector-Verlag: Grafenschaft, 2004.

³ Z. B. Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung: Gutachten im Auftrag des Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2003.

⁴ Betriebswirtschaftliche Effekte familienfreundlicher Maßnahmen: Kosten-Nutzen-Analyse. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2003.

den gestrigen Rentenbeschlüssen bestätigt worden ist. Neulich traf ich einen alten Schulfreund. Er machte einen selbstzufriedenen Eindruck und antwortete auf meine Frage nach seinem Befinden: ‚Glänzend! Habe drei Häuser!‘ Ich habe drei Kinder, in die ich bestimmt so viel investiert habe wie er in seine drei Häuser; nur dass Hans Eichel seine Häuser im Unterschied zu meinen Kindern für förderungswürdig hält. Verluste aus Vermietung und Verpachtung sind abzugsfähig, der Aufwand für die Erziehung und Betreuung von Kindern nicht. Und so geht es weiter, denn der Schulfreund darf als Einkommen behalten, was seine Häuser abwerfen, während meine Kinder nicht nur für die eigenen Eltern aufkommen sollen, sondern für die Masse der Kinderlosen oder Kinderarmen auch.“⁵

Kurzum: „Während die Politiker auf der Bühne über Nebensächliches streiten und sich die Bürger auf den Rängen langweilen, zerbricht am Grunde des Gebäudes das Fundament – so Meinhard Miegel in einer Metapher über die Zukunft Deutschlands. Die Europäische Akademie für Frauen in Politik und Wirtschaft hat bei der Präsentation ihrer Konferenz ‚Zukunftsfaktor Kinder‘ ein ähnliches Bild gefunden: Das Foto einer der neuen Prachtbauten der Berliner Innenstadt wurde über das Konterfei des abgewirtschafteten Gebäudes einer Kindertagesstätte aus Berlin Mitte montiert.“⁶

Das Beispiel der Pornographie – ein Vierteljahrhundert später

Vor mehr als einem Vierteljahrhundert wurde in Deutschland die Freigabe der Pornographie durchgesetzt. Kritiker warnten damals davor, dass Frauen dadurch zum Freiwild würden und die Pornographie sich massenhaft verbreiten und immer skurrilere und gefährlichere Formen annehmen würde. Doch diejenigen, die sie politisch durchsetzten, waren der Meinung, durch die Freigabe würde das Interesse an Pornographie eher abnehmen und eine freizügigere Sexualmoral werde ins-

⁵ Konrad Adam. „Ein Patriot verlässt das Land“. Die Welt vom 20.10.2003. S. 8 (Kolumne).

⁶ Barbara Schaffer-Hegel. „Zukunftsfaktor Kinder“. Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament) B 22–23/2002: 3–6, hier S. 3.

gesamt das Interesse an virtueller Sexualität abnehmen lassen. Kritiker der Freigabe konnten dabei praktisch keine wissenschaftlichen Belege für die Folgen und Gefahren der Pornographie vorlegen, da man logischerweise keine Erfahrung mit dem Langzeiteinsatz von Pornographie hatte.

Heute dagegen können wir im Detail belegen, dass Pornographie beginnend mit erotisierender halbnackter Darstellung nicht harmlos ist, sondern ein klassisches Suchtverhalten auslöst, das im Realitätsverlust und im Fallen der Schwelle für Gewalt in der Sexualität endet.⁷ Die Folgen sind viel schwerwiegender ausgefallen, als sich je jemand hätte träumen lassen. Auf Vergewaltigungsseiten im Internet kann sich heute jeder Bilder seiner persönlichen Vorlieben für Vergewaltigungen zusammenstellen oder im Film anschauen und es gibt praktisch nichts mehr, das es nicht in Druck und im Web frei zugänglich oder für Geld zu finden gibt.

Die bekannte Feministin Alice Schwarzer beschrieb schon 1990 ihre völlige Fehleinschätzung der Freigabe der Pornographie in Deutschland 1975: „Es ist wahr, dass wir alle, auch jemand wie ich, damals nicht alarmiert waren. Für mich war die Reform des Sexualstrafrechtes ein Fortschritt.“⁸ Heute bekämpfen große Teile der feministischen Bewegung, was sie damals selbst hervorgebracht haben.⁹ Schwarzer schreibt über einen der Väter der sexuellen Revolution: „Alexander Mitscherlich hat 1975 in dem Hearing zur Sexualrechtsreform gesagt, er sei für mehr Freiheit und er hoffe auf den Schock der aufklärenden Selbsthilfe der Bürger gegen Schund. Ich möchte Alexander Mitscherlich, der nicht mehr lebt, nichts unterstellen, aber ich vermute, er würde zu den Men-

⁷ Thomas Schirrmacher, Christa Meves. Ausverkaufte Würde? Der Pornographie-Boom und seine psychischen Folgen. Hänssler: Holzgerlingen, 2000. S. 24–84.

⁸ Alice Schwarzer. „Der Gesetzesentwurf von ‚EMMA‘“. S. 181–187 in: Eva Dane, Renate Schmidt (Hg.). Frauen und Männer und Pornographie. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt, 1990. S. 181.

⁹ Z. B. ebd. (ganz); Alice Schwarzer. PorNo: Opfer und Täter, Gegenwehr und Backlash, Verantwortung und Gesetz. Kiepenheuer & Witsch: Köln, 1994 (sic); Andrea Dworkin. Pornographie: Männer beherrschen Frauen. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt, 1990; Renate Berger. „Lady Killer: Überlegungen zum Verhältnis von Kunst und Pornographie“. S. 69–81 in: Eva Dane, Renate Schmidt (Hg.). Frauen und Männer und Pornographie. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt, 1990.

schen gehören, die heute die Hände über dem Kopf zusammenschlagen über die Entwicklung der letzten 13 Jahre, die die Liberalisierung des Porno-Paragrafen nicht verursacht, aber möglich gemacht hat.“¹⁰

Auch die ehemalige bundesdeutsche Familienministerin, Renate Schmidt (SPD), berichtete schon 1990 von ihrer Fehleinschätzung der Freigabe der Pornographie 1975.¹¹ In ihren Kreisen erwartete man dadurch keine großartigen Änderungen¹²: „Zudem hat sich die Annahme von damals, es werde zu keiner nennenswerten Steigerung des pornographischen Materials kommen, als irrig erwiesen.“¹³ Heute erlebt Renate Schmidt das, was die einstigen Warner durch sie und andere erleiden mussten. Sie berichtet in einem von ihr herausgegeben pornographiekritischen Band, dass sie, seitdem sie sich kritisch mit dem Thema Pornographie auseinandersetze, eine merkwürdige Zurückhaltung vieler Bekannter erlebe, die nicht glauben könnten, dass eine so lebensfrohe Frau wie sie so prüde und verklemmt sein könne.¹⁴

Zahllose Untersuchungen zur Familiensoziologie

Seit einigen Jahren sammle ich wissenschaftliche Untersuchungen aus dem weiten Umfeld der Familienthematik, gleich, ob es sich um psychologische, soziologische, medizinische, ethnologische, kriminologische, ökonomische, politologische oder andere handelt, und gleich, ob sie das statistische Verhalten von Verheirateten, Ledigen, Zusammenlebenden, Alleinerziehenden, Geschiedenen, Scheidungswaisen, Erwachsenen, Jugendlichen, Kindern, Großeltern, Heterosexuellen, Homosexuellen betreffen und Themen wie Schulerfolg, Berufserfolg, Wohlstand, Abtreibung, Kindererziehung, Spielzeit, Gesundheitszustand, Alkoholismus oder sexuelle Praktiken behandeln. Daneben

¹⁰ Alice Schwarzer. „Der Gesetzesentwurf von ‚EMMA‘“. a. a. O. S. 182.

¹¹ Renate Schmidt. „Pornographie – hinsehen oder wegsehen? Rückblick nach 20 Jahren“. S. 15–22 in: Eva Dane, Renate Schmidt (Hg.). Frauen und Männer und Pornographie. Fischer Taschenbuch Verlag: Frankfurt, 1990.

¹² Ebd. S. 15–18.

¹³ Ebd. S. 18.

¹⁴ Ebd. S. 15.

sammele ich natürlich auch Literatur aus dem Bereich der säkularen und der theologischen Ethik¹⁵ und sehe das Material ein, das meine Frau zur islamischen Familie erforscht.¹⁶

Es ist erstaunlich, was sich inzwischen an Bergen an wissenschaftlichen Aufsätzen und monumentalen Untersuchungen in Buchform auf-türmt. Langzeituntersuchungen über Jahrzehnte haben die Forschung ein Vermögen gekostet, ganze akademische Zeitschriften wie das ‚Journal of Marriage and the Family‘, das ‚Journal of Family Issues‘, das ‚Journal of Family Violence‘ oder das ‚Journal of Family Psychology‘ oder der ‚Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation‘ werfen Monat für Monat weiteres Material auf den Markt und zahlreiche Zeitschriften haben in jedem Jahrgang auch interessante und gründliche Untersuchungen zum Thema Familie zu bieten, wie etwa die ‚Zeitschrift für Soziologie‘, das ‚Journal of Studies on Alcohol‘, das ‚Journal of Health and Social Behaviour‘, das ‚American Journal of Public Health‘, ‚The Economic Journal‘ oder der ‚Annual Review of Sociology Psychological Reports‘.

Obwohl die meisten dieser Zeitschriften und ihrer Autoren jeder vorgegebenen Ethik und dem Vorrang der ehelichen Treue in einer Langzeitbeziehung kritisch gegenüberstehen, geschweige auf christliche oder religiöse Werte zurückgreifen, sind die Ergebnisse der meisten von ihnen veröffentlichten Untersuchungen ein klarer Hinweis darauf, dass die ‚traditionelle‘ Langzeitehe und -familie sich allen anderen Lebensformen gegenüber sowohl bewährt, als auch als überlegen erweist, was Glück, sexuelle Zufriedenheit, Beziehungsintensivität, Bildungschancen, finanzielle Aspekte, Erziehungserfolge und vieles mehr betrifft.

¹⁵ Vgl. Thomas Schirrmacher. Ethik. 7 Bde. Nürnberg: VTR & Hamburg: RVB, 2002³, vor allem Bd. 4 zur Sexualethik und zu Ehe und Familie und Bd. 5 zur Pädagogik und Schule.

¹⁶ Vgl. Christine Schirrmacher. Kleines Lexikon zur islamischen Familie. Hänssler: Holzgerlingen, 2002; dies. „Kindererziehung und Familienwerte im Islam“. S. 80–85 in: Thomas Schirrmacher, Klaus Schirrmacher, Ingrid von Torklus (Hg.). Baumeister bleibt der Herr: Festgabe zum 80. Geburtstag von Prof. Bernd Schirrmacher. VKW: Bonn, 2001; dies. Martina Schmied. Familienkonflikte zwischen Scharia und Bürgerlichem Recht. Peter Lang: Frankfurt, 1999 (Rezension). Evangelikale Missiologie 16 (2000) 2: 74–75 = Orientierung 5/2000: 18; dies. „Die Rolle der Frau im Islam“. Vortrag im Rahmen des Frauenforums, Hanns-Seidel-Stiftung, München, www.hss.de/3165.shtml (dort auch Tagungsbericht von Barbara Einhäuser); dies. Kindererziehung im Islam. Arbeitshilfen der Lausanner Bewegung Nr. 13. Stuttgart, 2001.

In den USA erobern Bücher von Soziologieprofessorinnen wie Linda J. Waite und anderen Fachautoren den Buchmarkt, die für die Langzeitehe und die Kernfamilie positive Untersuchungen zusammenstellen und ein Umdenken insbesondere im Namen der Kinder fordern.¹⁷ Die ersten dieser Bestseller, insbesondere solche über die Scheidungsfolgen für die Kinder, haben bereits in Übersetzung den deutschen Buchmarkt erreicht¹⁸ und überholen die längst vorhandenen eigenständigen deutschen Entsprechungen.¹⁹

Wichtige Literatur zum Thema

¹⁷ Sammelbände mit Untersuchungen oder Zusammenfassungen zahlreicher Untersuchungen finden sich z. B. in Linda J. Waite, Maggie Gallagher. *The Case for Marriage: Why Married People Are Happier, Healthier, and Better Off Financially*. New York: Doubleday, 2000; Linda J. White (Hg.). *The Ties That Bind: Perspectives on Marriage and Cohabitation*. Hawthorne (NY): Aldine de Gruyter, 2000; Glenn T. Stanton. *Why Marriage Matters*. Colorado Springs (CO), 1997; John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002, darin bes. Linda J. Waite. „The Health Benefits of Marriage“. S. 13–32. Literaturübersichten finden sich in Linda J. Waite. „Does Marriage Matter?“ *Demography* 32 (1995): 483–507; Catherine E. Ross, John Mirowsky, Karen Goldstein. „The Impact of the Family on Health: A Decade in Review“. *Journal of Marriage and the Family* 52 (1990): 1059–1078; Steven Stack, J. Ross Eshleman. „Marital Status and Happiness: A 17-Nation Study“. *Journal of Marriage and the Family* 60 (1998): 527–536; Robert H. Coombs. „Marital Status and Personal Well-Being“. „A Literature Review“. *Family Relations* 40 (1991): 97–102; Ruut Veenhoven. „The Growing Impact of Marriage“. *Social Indicators Research* 12 (1983): 49–63.

¹⁸ Z. B. E. Mavis Hetherington, John Kelly. *Scheidung: Die Perspektiven der Kinder*. Weinheim: Beltz, 2003; Judith S. Wallerstein, Julia M. Lewis, Sandra Blakeslee. *Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last: Eine Langzeitstudie über 25 Jahre*. Münster: Votum, 2002; Engl.: Judith S. Wallerstein, Julia M. Lewis, Sandra Blakeslee. *The Unexpected Legacy of Divorce*. New York: Hyperion, 2000; Judith S. Wallerstein, Julia M. Lewis, Sandra Blakeslee. *The Unexpected Legacy of Divorce*. New York: Hyperion, 2000; Judith S. Wallerstein, Sandra Blakeslee. *Gute Ehen: Wie und warum die Liebe bleibt*. Weinheim: Beltz, 1996; München: dtv, 1998, 1999; Engl.: Judith S. Wallerstein. *The Good Marriage: How and Why Love Lasts*. Houghton Mifflin: Boston, 1995; Judith S. Wallerstein, Sandra Blakeslee. *Gewinner und Verlierer: Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung: Eine Langzeitstudie*. DroemerKnaur: München, 1989; Knaur: München, 1992²⁰; Engl.: Judith S. Wallerstein, Sandra Blakeslee. *Second Chances: Men, Women, and Children a Decade after Divorce*. Ticknor & Fields: New York, 1989. Zur Scheidungsforschung in den USA ist vor allem noch E. Mavis Hetherington, Josephine D. Arasteh (Hg.). *Impact of Divorce, Single Parenting, and Stepparenting on Children*. Hillsdale (NJ): Hove and London, 1988 zu nennen.

¹⁹ Z. B. Helge-Ulrike Hyams. *Kinder wollen keine Scheidung*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2002; Anneke Napp-Peters. *Familien nach der Scheidung*. München: Kunstmann, 1995; Anneke Napp-Peters. *Armut von Alleinerziehenden*. S. 107–122 in: Karl-Jürgen Bieback (Hg.). *Neue Armut*. Campus Verlag: Frankfurt, 1995; Anneke Napp-Peters. *Ein-Elternteil-Familie: Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis?* Juventa: Weinheim & München, 1987² (1985¹); Anneke Napp-Peters. *Scheidungsfamilien: Interaktionsmuster und kindliche Entwicklung: Aus Tagebüchern und Interviews mit Vätern und Müttern nach Scheidung*. Arbeitshilfen 37. Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge: Frankfurt, 1988.

Auch wenn viele der Untersuchungen nur die USA betreffen, nehmen solche für europäische Länder zu und zeitigen praktisch dieselben Ergebnisse. Auch für Deutschland entsteht endlich eine nennenswert breite Familienforschung etwa in Form der Vaterforschung oder der Scheidungsfolgenforschung. An meist statistischem Material zur Familie fehlt es dabei den Deutschen bestimmt nicht und sei es nur, weil das Statistische Bundesamt minutiös Jahr für Jahr ungezählte Daten aus dem Umfeld der Familie erfasst.²⁰ Daneben veröffentlicht das bundesdeutsche Familienministerium eine eigene Buchreihe mit von ihm veranlassten umfangreichen wissenschaftlichen Studien mit jährlich etwa 15 Neuzugängen²¹ und hat den mit immer neuen Bänden erweiterten ‚Familien Survey‘ des Deutschen Jugendinstituts in Auftrag gegeben²². Die Familien- bzw. Sozialministerien der Bundesländer sind da noch im Rückstand, auch wenn es dort hin und wieder wichtige Materialbände gibt.²³

Wichtige Literatur zum Thema

²⁰ Vgl. z. B. Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Neuauflage 2003 (erweitert aus 1999⁵); Statistisches Bundesamt (Hg.). Datenreport 2004. Schriftenreihe 450. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2005², sowie ältere Jahrgänge diese Reports (sowohl im eigentlichen Statistikeil, als auch in den Umfrageergebnissen werden Familienthemen ausführlich behandelt.).

²¹ Beispielhaft seien folgende lesenswerte Studien genannt: Wassilios E. Fthenakis, Beate Minsel. Die Rolle des Vaters in der Familie. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 213. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2002; Gudrun Cyprian, Gaby Franger. Familie und Erziehung in Deutschland. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 177. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2001; Hans-Jürgen Andreß, Henning Lohmann. Die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 180. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2000; Insa Fookon, Inken Lind. Scheidung nach langjähriger Ehe im mittleren und höheren Erwachsenenalter: Expertise im Auftrag des Bundesministeriums für Familie ... Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 113. Stuttgart: W. Kohlhammer, 1996.

²² Z. B. Walter Bien, Angela Hartl, Markus Teubner (Hg.). Stieffamilien in Deutschland: Kinder zwischen Normalität und Konflikt. Deutsches Jugendinstitut Familien Survey Bd. 10. Opladen: Leske + Budrich, 2002.

²³ Z. B. Landessozialbericht Band 5: Soziale Situation kinderreicher Familien. Düsseldorf: Ministerium Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, 1994; Landessozialbericht Band 3: Alleinerziehende – Lebenslagen und Lebensformen. Düsseldorf: Ministerium Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, 1993.

Die Forschung ist dabei trotz der Vorreiterrolle der USA längst international ausgerichtet und thematisch sehr breit gefächert. Marie W. Osmond vergleicht etwa die Rolle der Monogamie in 500 Kulturen²⁴ und Bernhard Nauck und Jana Suckow vergleichen die sozialen Beziehungen von Müttern und Großmüttern in Japan, Korea, China, Indonesien, Indien, Israel, Deutschland und der Türkei.²⁵ Europaweite Vergleichsstudien sind längst an der Tagesordnung.²⁶

Wichtig ist dabei der Hinweis, dass die Familienforscher – von wenigen Ausnahmen abgesehen – moralische Kategorien zu Beurteilung von Familienkonstellationen ablehnen und die christliche oder religiöse Beurteilung streng ablehnen, etwa wenn sie sich für homosexuelle Elternschaft aussprechen²⁷ oder der führende Experte im Vergleich von Ehen und nichtehelichen Lebensgemeinschaften zugleich im Auftrag des Bundesjustizministeriums über die ‚Benachteiligung gleichgeschlechtlicher Personen und Paare‘²⁸ geforscht hat. Was immer in diesen Untersuchungen zugunsten von Langzeitehen und -familien festgestellt wird, ist sicher nicht das Ergebnis von Voreingenommenheit zu ihren Gunsten, sondern eher umgekehrt: Trotz der fast selbstverständlichen Ablehnung moralischer Werte drängen sich bestimmte Werte immer wieder auf.

Marcus Mockler, der sich als Journalist häufig mit Familienthemen beschäftigt, hat meine derzeitige Forschungsarbeit zum Thema Fami-

²⁴ Marie W. Osmond. „Toward Monogamy: A Cross-Cultural Study of Correlates of Type of Marriage“. *Social Forces* 44 (1965): 8–16.

²⁵ Bernhard Nauck, Jana Suckow. „Soziale Netzwerke und Generationenbeziehungen im interkulturellen Vergleich: Soziale Beziehungen von Müttern und Großmüttern in Japan, Korea, China, Indonesien, Indien, Israel, Deutschland und der Türkei“. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 22 (2002): 374–435.

²⁶ Vgl. z. B. die in Astrid Pfenning, Thomas Buhle (Hg.). *Families and Family Politics in Europe: A Comparative Perspectives*. Peter Lang: Frankfurt, 2000 zusammengestellten Untersuchungen.

²⁷ Z. B. Kurt Lüscher, Barbara Grabmann. „Lebenspartnerschaften mit und ohne Kinder“. *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation* 22 (2002): 47–63, S. 53–55.

²⁸ H. P. Buba, Laslo A. Vaskovics (Hg.). *Benachteiligung gleichgeschlechtlicher Personen und Paare. Rechtstatsachenforschung*, hg. vom Bundesministerium für Justiz. Köln: Bundesanzeiger, 2001.

lie so treffend zusammengefasst,²⁹ dass ich seine Darstellung hier ohne nähere Belege wiedergeben möchte – wobei mir natürlich detaillierte Belege für jede Aussage vorliegen. Anschließend möchte ich einige Beispiele aus der einschlägigen wissenschaftlichen Literatur herausgreifen und näher belegen, wie ich dies bisher lediglich für die Themenbereiche Pornographie³⁰ und Homosexualität³¹ mit umfangreicher Literaturdokumentation getan habe.

„Sie wollen alt werden? Sie wollen lange gesund bleiben? Sie wünschen sich ein erfülltes Sexualleben? Sie möchten glücklich sein? Dann folgen Sie modernen wissenschaftlichen Erkenntnissen – und heiraten Sie! Denn damit steigen Ihre Chancen rapide, dass Sie das Ersehnte finden. Das jedenfalls hat ein Bonner Theologe herausgefunden.

Thomas Schirrmacher beschäftigt sich seit rund zwanzig Jahren mit ethischen Fragen. Dem evangelischen Theologen fiel auf, dass die Bibel den Schutz von Ehe und Familie nicht nur als Gebot Gottes darstellt, sondern beispielsweise im Buch der Sprüche auch darauf hinweist, dass Menschen unglücklich werden, wenn sie Erfüllung außerhalb der Ehe suchen. Die Neugierde des Wissenschaftlers war geweckt: Was sagen soziologische Untersuchungen über die Lebensqualität von Verheirateten und Unverheirateten? Ist der Segen der Ehe messbar? Sind Gewalt und sexueller Missbrauch in der Familie tatsächlich so verbreitet, wie der Öffentlichkeit vermittelt wird? Schirrmacher hat Studien gelesen, Tabellen durchgeackert, Zahlen verglichen. Das meiste Material stammt aus den USA, wo die Wissenschaftler im Gegensatz zu Deutschland und der Schweiz ein größeres Augenmerk darauf haben, ob Paare mit oder ohne Trauschein zusammenleben. Die Ergebnisse

²⁹ Marcus Mockler. „Der Segen der Ehe ist messbar“. Idea-Pressenausgabe Nr. 145 (27.11.2000), „Kommentar“. Vgl. zum Schlussabsatz Thomas Schirrmacher. „Die Ehe der Eltern“. S. 101–107 und „Generationen und unterschiedliche Erziehungsmaßstäbe“. S. 182–187 in: Cornelia Mack, Friedhilde Stricker (Hg.). *Zum Leben erziehen*. Hänssler: Holzgerlingen, 2002; ders. (Hg.) *Die vier Schöpfungsordnungen Gottes: Kirche, Staat, Wirtschaft und Familie* bei Dietrich Bonhoeffer und Martin Luther. VTR: Nürnberg, 2001; ders. *Erziehung, Bildung, Schule*. VTR: Nürnberg, 2002.

³⁰ Siehe oben.

³¹ Thomas Schirrmacher. *Ethik*. a. a. O. Bd. 4. S. 511–555; eine frühere Fassung in: Thomas Schirrmacher. „Homosexualität?“. S. 57–70 in: *Schrei nach Liebe: Brennpunkt Homosexualität*. Schwengeler Verlag: Berneck, 1998.

sind frappierend: Demnach sind langverheiratete Eheleute statistisch betrachtet die glücklichsten, gesündesten, wohlhabendsten, sexuell zufriedensten Menschen.

- **Lebenserwartung:** Beide Geschlechter profitieren in jedem Fall vom Ja-Wort, ungleich mehr aber die Männer. Eine 1994 publizierte amerikanische Studie über das mittlere Todesalter ergibt folgende Werte: Verheiratete Männer in den USA werden durchschnittlich 75 Jahre alt, unverheiratete und geschiedene nur 57 (also 18 Jahre weniger!). Nun ist es kein Geheimnis, dass ein Mann gesünder lebt, wenn er mit einer Frau zusammenlebt. Frauen essen mehr Gemüse und Obst und übertragen das in der Regel auf ihren Partner. Sie bringen mehr Regelmäßigkeit in sein Leben, schicken ihn auch mal zum Arzt. Außerdem wird in Ehen weniger geraucht und weniger Alkohol getrunken. Unverheiratete Frauen und Männer nehmen im Schnitt doppelt so viel Alkohol zu sich wie verheiratete (US-Studie 1991). Die Selbstmordrate unter Geschiedenen und Witwern ist dreimal so hoch wie die unter Verheirateten. Die Soziologin Linda Waite (Chicago) hat aus Hunderten von Studien den Schluss gezogen, dass Verheiratete generell eine größere körperliche und seelische Gesundheit haben – im Gegensatz zu ohne Trauschein Zusammenlebenden, die sich gesundheitlich auf ähnlichem Niveau wie Singles befinden.
- **Wohlstand:** In den USA besitzt beim Eintritt ins Rentenalter ein Verheirateter rund 470.000 Mark (Eheleute also zusammen 940.000), ein Single 384.000, Geschiedene und Verwitwete jeweils etwa 350.000. Dafür gibt es viele Gründe: Generell sind Verheiratete stärker an ihrer gemeinsamen Zukunft orientiert und bereit, dafür auch Geld auszugeben (beispielsweise ein Haus zu bauen), anstatt in die vom Partner getrennte eigene Kasse zu wirtschaften. Unverheiratete Zusammenlebende sind weniger gewillt, Geld in den Partner zu investieren, als Eheleute. Aber auch der Faktor Erbe spielt eine Rolle: Ein Ehegatte kann eher damit rechnen, bei Hinterlassenschaften aus der Schwiegerfamilie berücksichtigt zu werden als ein unverheirateter Partner.
- **Gewalt/sexueller Missbrauch:** Immer wieder ist zu hören, dass Familie ein Ort der Gewalt und des sexuellen Missbrauchs sein kann. Das stimmt – aber nicht sehr häufig. In einer Familie, in der Mann

und Frau mit ihren leiblichen Kindern zusammenleben, kommt so etwas verhältnismäßig selten vor. Was in den meisten Veröffentlichungen zum Thema sexueller Missbrauch verschwiegen wird: Die Wahrscheinlichkeit sexueller Gewalt durch einen Stiefvater ist fünf- bis achtmal so hoch wie die durch den leiblichen Vater. Das bedeutet: Erst wenn die ursprüngliche Familie kaputt ist, wächst die Gefahr sprunghaft an.

- **Lebensgefühl:** Die US-Regierung hat ihre Bürger befragt, wie glücklich sie sich fühlen. Als „sehr glücklich“ bezeichnen sich 40% der Verheirateten, 24% aus unehelichen Lebensgemeinschaften, 24% der Singles, 22% der Witwer, 18% der Geschiedenen, 15% der getrennt Lebenden. Auch hier nehmen also Ehepaare die Spitzenposition ein. Interessanterweise sagen laut einer Studie von 1998 sogar 81% der Amerikaner, die getrennt leben oder geschieden sind, dass eine Ehe fürs ganze Leben geschlossen werden sollte und für sie eine lebenslängliche Ehe besser gewesen wäre. Eine in diesem Monat veröffentlichte Studie aus Großbritannien bestätigt, dass sich unverheiratete Eltern wesentlich häufiger trennen als verheiratete. 70% der in Ehe lebenden Eltern bleiben mindestens bis zum 16. Lebensjahr der Kinder zusammen. Bei Eltern ohne Trauschein haben nur 36% der Kinder die Gewähr, bis zum 16. Lebensjahr in Gemeinschaft mit Mutter und Vater zu leben.
- **Sexualität:** Einer Untersuchung der Universität Chicago zufolge haben Verheiratete häufiger Geschlechtsverkehr als Unverheiratete und finden ihr Sexualleben auch beglückender. Dabei nannten 42% der Ehefrauen ihre Sexualität als „emotional und physisch sehr befriedigend“ (nur 31% der unverheiratet Zusammenlebenden). Dieselbe Kategorie kreuzten bei den Männern 48% der Verheirateten an, aber nur 37% der in Partnerschaft Lebenden. Auffällig ist: Je länger die Ehe, desto höher die Rate derer, die sexuell zufrieden sind. Die amerikanischen Ergebnisse machen allerdings auch deutlich, dass es mindestens zehn Jahre Ehe braucht, um noch einmal einen deutlichen Qualitätssprung in der Beziehung zu erleben. Treue wird in Ehen offensichtlich größer geschrieben als in Partnerschaften ohne Trauschein. So gaben 1992 4% der Ehemänner und 1% der Ehefrauen an, im zurückliegenden Jahr ihrem Partner untreu geworden

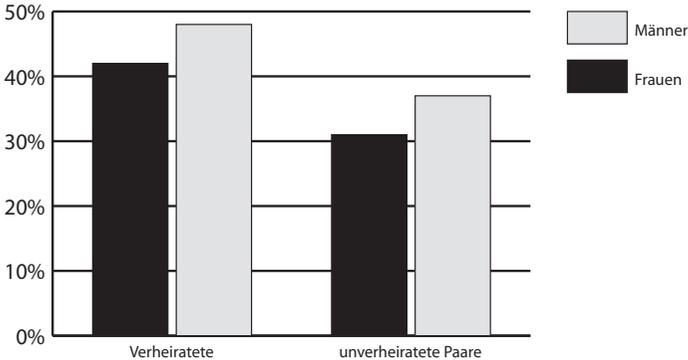
zu sein. Bei den Unverheirateten waren es 16% der Männer und 8% der Frauen.

Statistische Werte bedeuten für die einzelne Ehe keine Erfolgsgarantie, das weiß auch Thomas Schirrmacher. „Natürlich gibt es katastrophale Ehen und intakte Partnerschaften ohne Trauschein.“ Doch handele es sich dabei um die Ausnahmen. Eine Bestätigung konnte Schirrmacher allerdings bislang nicht finden: dass die Ehen von Evangelikalen in den USA von erheblich besserer Qualität und weniger scheidungsanfällig seien als die in der Durchschnittsbevölkerung. Er führt dieses Manko unter anderem auf die Schwäche der Gemeinden zurück, ihre jungen Mitglieder auf die Ehe vorzubereiten und ihnen neben der klaren biblischen Lehre praktische Lebenshilfe anzubieten. Dieses Problem sieht er auch in deutschen Gemeinden. Damit einher gehe eine nachlassende Bereitschaft, in einer Krise an der Ehe festzuhalten. Scheidung hält Schirrmacher aus seelsorgerlichen Gründen zwar nicht in jedem Fall für verboten, er warnt allerdings vor allzu großen Hoffnungen auf eine neue Beziehung. „Die zweite Ehe hält im Durchschnitt nur ein Drittel so lange wie die erste“, liest er aus der Statistik. Generell stellt der Theologe jedenfalls fest, dass das von Hollywood verbreitete Bild unverbindlicher erotischer Beziehungen, in denen Menschen ihr Glück finden, an der Realität völlig vorbeigeht. Alle Umfragen belegen: Mit einem entschiedenen Ja zur Ehe steigert ein Mensch in jedem Fall seine Chancen, Zufriedenheit und Erfüllung zu finden – ob er nun Christ ist oder nicht.“ Siehe zum Punkt ‚Sexualität‘ auch die Grafiken 1, 2 und 3.

Statistikbeispiel:
Familien sind der wichtigste
Leistungsträger der Gesellschaft.

Die ehemalige deutsche Bundesfamilienministerin Renate Schmidt (SPD) sagt dazu im Jahr 2003: „Staatspolitisch gesehen sind die Familien die wichtigsten Leistungsträger für unsere Gesellschaft. Sie zahlen die meisten Steuern und aus den Familien heraus wird die meiste

Verheiratet sein steigert die sexuelle Zufriedenheit (USA 1992/1999)



© 2004 Schirmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

Erläuterung: Gefragt wurde USA-weit, wer die sexuelle Beziehung zu seinem Partnern derzeit für emotional und physisch für sehr befriedigend hält.

Datenquelle: National Sex Survey der Universität Chicago, Repräsentativbefragung von 3.500 Amerikanern, 1992.

Literatur: Edward O. Laumann u. a. The Social Organization of Sexuality: Sexual Practices in the United States. University of Chicago Press: Chicago, 1994 (Pb. 2000). S. 351-375; Linda J. Waite, Maggie Gallagher. The Case for Marriage: Why Married People Are Happier, Healthier, and Better Off Financially. New York: Doubleday, 2000. S. 79-82.

ehrenamtliche Arbeit geleistet. Familien gewährleisten den Zusammenhalt der Gesellschaft. Sie sind in ihrer Bedeutung gar nicht zu überschätzen.“³²

Für manche mag das neu sein. Aber der 5. Familienbericht der Bundesregierung kritisierte bereits 1994 „Die strukturelle Rücksichtslosigkeit der gesellschaftlichen Verhältnisse gegenüber Familien“³³ und schreibt dazu: „In diesem Zusammenhang ist häufig von ‚Kinderfeindlichkeit‘ in unserer Gesellschaft die Rede, aber dem widerspricht die weit grö-

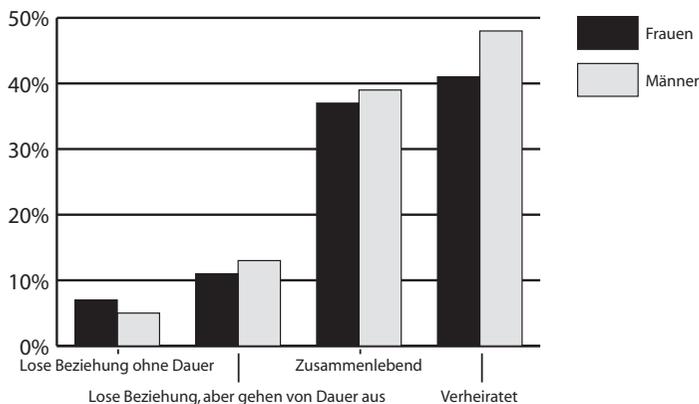
³² „Weniger Kinder, weniger Wachstum“. Interview mit Familienministerin Renate Schmidt. DB Mobil 10/2003: 52–54, S. 52.

³³ Familien und Familienpolitik im geeinten Deutschland – Zukunft des Humanvermögens – Fünfter Familienbericht. Deutscher Bundestag 12. Wahlperiode. Drucksache 12/7650, Bonn, 1994. S. 21 (Kapitelüberschrift).

ßere Sorgfalt und Aufmerksamkeit, welche heute Kindern und Heranwachsenden von Seiten derjenigen im Regelfalle zugewendet wird, die sich tatsächlich um sie kümmern. Familien erbringen ebenso wie die öffentlichen Dienste für Kinder heute im Regelfall weit intensivere Pflege-, Förder- und Erziehungsleistungen als je zuvor, sie sind aber auch weit größeren Herausforderungen ausgesetzt. Der dominierende Tatbestand in unserer Gesellschaft ist somit nicht die Ablehnung von Kindern, sondern die Indifferenz gegenüber dem Umstand, ob Menschen die Verantwortung für Kinder übernehmen oder nicht, also die fehlende Anerkennung der Tatsache, inwieweit Menschen familiäre Leistungen erbringen oder nicht. ... Die fehlende Anerkennung liegt

Grafik 2

Langfristige Beziehungen und Ehe steigern die sexuelle Zufriedenheit (USA 1992/1999)



Erläuterung: Gefragt wurde USA-weit, wer die sexuelle Beziehung zu seinem Partner derzeit für emotional und physisch für sehr befriedigend hält.

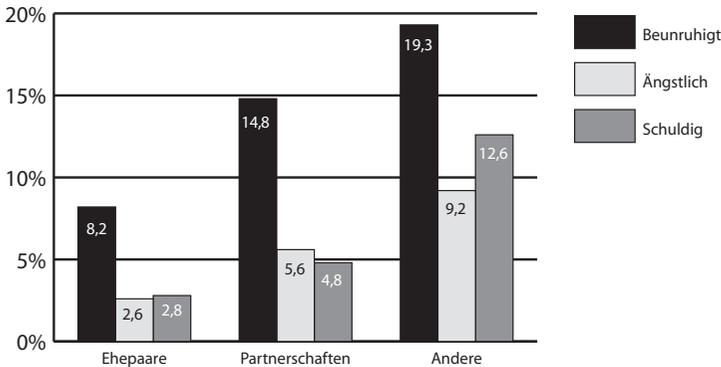
Datenquelle: National Sex Survey der Universität Chicago, Repräsentativbefragung von 3.500 Amerikanern, 1992.

Literatur: Edward O. Laumann u. a. The Social Organization of Sexuality: Sexual Practices in the United States. University of Chicago Press: Chicago, 1994 (Pb. 2000). S. 351-375; Linda J. Waite, Maggie Gallagher. The Case for Marriage: Why Married People Are Happier, Healthier, and Better Off Financially. New York: Doubleday, 2000. S. 79-82.

primär in den institutionalisierten Regeln, denen die verschiedenen Gesellschaftsbereiche folgen. Es sind die gesellschaftlichen Strukturen, welche primär die Benachteiligung der Familien bedingen. Es handelt sich primär um einen Konstruktionsfehler unserer gesellschaftlichen Verhältnisse, nicht um eine psychologische Disposition der Beteiligten. Diesem Sachverhalt soll der Begriff strukturelle Rücksichtslosigkeit gegenüber Familien Ausdruck geben. Elternschaft gilt als ‚Privatsache‘, Eltern werden daher im Regelfall ‚wie jedermann‘ behandelt. Diese Privatisierung der Elternverantwortung bringt jedoch den Kinderlosen im Regelfall Konkurrenzvorteile, und vor allem bedeutet die Übernahme von Elternverantwortung zunehmend Verzicht auf andere Möglichkeiten des Lebens. Nicht nur die direkten, auch die Opportuni-

Grafik 3

Wer hat negative Gefühle im Blick auf die Sexualität ? – nach Familienstand (USA 1992/1999)



Ergebnis: Verheiratete haben am seltensten negative Gefühle im Blick auf Sexualität.
Erläuterung: Gefragt wurde USA-weit, wer die sexuelle Beziehung mit den genannten negativen Gefühlen in Verbindung bringt.
Datenquelle: National Sex Survey der Universität Chicago, Repräsentativbefragung von 3.500 Amerikanern, 1992.
Literatur: Edward O. Laumann u. a. The Social Organization of Sexuality: Sexual Practices in the United States. University of Chicago Press: Chicago, 1994 (Pb. 2000), S. 351-375.

© 2004 Schirrmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (ITCLG e.V.)

tätskosten des Kinderhabens steigen. Es kann daher nicht überraschen, dass der Anteil derjenigen, die – häufig mit Bedauern – auf Kinder verzichten, zunimmt.³⁴

Die damalige Bundesregierung selbst schloss sich der Meinung der Familienexperten an. Sie berechnet das durch Familien erwirtschaftete Humanvermögen auf jährlich 15 Billionen DM,³⁵ kritisiert, dass die Gesellschaft die Familienleistung ignoriert,³⁶ obwohl die Sozialisation in der Familie die entscheidende Voraussetzung für die Eignung Deutschlands als Wirtschaftsstandort ist,³⁷ und fordert: „Die Bundesregierung ist wie die Kommission der Auffassung, dass die Gesellschaft einer grundlegenden Umorientierung hin zu mehr Familienfreundlichkeit bedarf“³⁸.

Um eine Vorstellung von der Bedeutung des Humanvermögens in ökonomischen Größen zu gewinnen, ist von der Familienberichtskommission der Bundesregierung eine Modellrechnung durchgeführt worden. Bezugsgröße war der Geburtsjahrgang 1984, der im Jahr 1990 rund 633.000 Personen umfasste. Berücksichtigt wurden die jährlichen Ausgaben für Konsumgüterkäufe und anteilig bewertete Leistungen der Haushaltsproduktion, die für die nachwachsende Generation bis zum 19. Lebensjahr aufgewendet werden. Der so ermittelte Beitrag der Familien zur Humanvermögensbildung beträgt rund 15 Billionen DM (7,7 Billionen Euro). Demgegenüber beträgt der geschätzte Wert des reproduzierbaren Sachvermögens zu Wiederbeschaffungspreisen lediglich rund 7 Millionen DM (3,6 Billionen Euro).

Die Berechnung des durch die Familie erwirtschaften – und andernfalls nicht existierenden – ‚Humanvermögens‘ auf 15 Billionen DM (7,7 Millionen Euro) hat dabei eine wissenschaftliche Vorgeschichte, die lange Zeit vor allem mit dem einflussreichsten Familienforscher

³⁴ Ebd. S. 21–22.

³⁵ Stellungnahme der Bundesregierung ... Deutscher Bundestag 12. Wahlperiode. Drucksache 12/7650 (römische Ziffern), Bonn, 1994. S. IV–VI.

³⁶ Ebd. S. IV–V.

³⁷ Ebd. S. V.

³⁸ Ebd. S. VI.

und Ökonom Max Wingen verbunden war.³⁹ Heinz Lampert berechnete 1992 und erneut 1993 die vermögensmäßige Versorgungs- und Betreuungsleistung einer durchschnittlichen Familie im Laufe der Jahre auf insgesamt 1,008 Millionen DM. Dem stand damals eine Gesamtentlastung seitens der Gesellschaft von 197.500 DM gegenüber.⁴⁰ Neuere Berechnungen setzen die Beträge noch höher an.⁴¹ Inzwischen liegen ähnliche Forderungen, die gewaltigen ökonomischen und gesellschaftlichen Leistungen der Familie in bare Münze umzurechnen, auch aus anderen europäischen Ländern wie Österreich⁴² vor.

Die Langzeitkernfamilie – weiter Regel und Ideal

Die biologische Langzeitkernfamilie erweist eine unglaubliche Zähigkeit. Die Alternativen sind meist Ergebnis einer Tragödie, nicht Erfüllung eines Traums. Während täglich ihr Ende gepredigt wird und sich alles gegen sie verschworen zu haben scheint, ist sie nach wie vor auch statistisch gesehen der Standard. Drei von vier Kindern werden nach wie vor bei ihren verheirateten, leiblichen Eltern erwachsen.⁴³ In ande-

³⁹ Vgl. Bernhard Jans, André Habisch, Erich Stutzer (Hg.). Familienwissenschaftliche und familienpolitische Signale: Max Wingren zum 70. Geburtstag. Grafschaft: Vektor-Verlag, 2000 und zuletzt Max Wingen. Familienpolitische Anstöße: Sieben Abhandlungen. Connex – gesellschaftspolitische Studien 1. Grafschaft: Vektor-Verlag, 2001. Vgl. auch Max Wingen. Die Geburtenkrise ist überwindbar. Connex – gesellschaftspolitische Studien 4. Vector-Verlag: Grafschaft, 2004.

⁴⁰ Heinz Lampert. „Der Beitrag von Familien mit Kindern zur Humanvermögensbildung“. S. 130–141 in: Sozialpolitik und Wissenschaft. Schriften des deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 269. Frankfurt: Eigenverlag, 1992; Heinz Lampert. „Wer ‚produziert‘ das Humanvermögen einer Gesellschaft?“. S. 121–134 in: Norbert Glatzel, Eugen Kleindienst (Hg.). Die personale Struktur des gesellschaftlichen Lebens: Festschrift für Anton Rauscher. Berlin: Duncker und Humblot, 1993.

⁴¹ Vgl. Manfred Hermanns. „Das humane, soziale und ökonomische Leistungspotential von Familien“. S. 99–110 in: Bernhard Jans, André Habisch, Erich Stutzer (Hg.). Familienwissenschaftliche und familienpolitische Signale: Max Wingren zum 70. Geburtstag. Grafschaft: Vektor-Verlag, 2000.

⁴² Z. B. Christoph Badelt. „Familienpolitik und Ökonomie – Erfahrungen in Österreich“. S. 599–610 in: Bernhard Jans, André Habisch, Erich Stutzer (Hg.). Familienwissenschaftliche und familienpolitische Signale: Max Wingren zum 70. Geburtstag. Grafschaft: Vektor-Verlag, 2000.

⁴³ Vgl. Walter Bien, Norbert F. Schneider (Hg.). Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. DJI Familien-Survey 7. Opladen: Leske + Budrich, 1998.

ren Lebensbereichen wäre das nach Jahrzehnten der Revolution ein unglaublicher Erfolg, im Bereich der Familie wird so getan, als wäre damit das Erfolgsmodell der Geschichte tot.

Christine Brinck verweist darauf, dass alle Alternativversuche zur Familie wie Hippiekommunen oder Kibbuzim gescheitert sind und – selbst wenn sie wie die Kibbuzim noch existieren – längst wieder der Kernfamilie ihr Privatleben lassen.⁴⁴ Zur vaterlosen Familie schreibt sie: „Seitdem Erwachsene mit Latzhosen herumlaufen, also ungefähr seit 30 Jahren, wird mit schöner Regelmäßigkeit behauptet, die Familie sei tot. Merkwürdig nur, dass noch niemand dauerhaft Ersatz geschaffen hat. Betrachtet man die Kurzlebigkeit der Hippiekommunen oder den Rückfall der etwas langlebigeren Kibbuzim in altbekannte Strukturen, kann man den vieltausendjährigen Bestand der Familie nur bewundern. Sie besteht fort, weil man sich – mit oder ohne Trauschein – noch immer keinen besseren Weg zur Aufzucht von Kindern vorstellen kann. Eine Familie, auch die zeitgenössische Form der Kleinfamilie, ist die Verbindung von Mann und Frau und ihrem Nachwuchs, die für gewöhnlich zusammen ihr jeweils eigenes Quartier bewohnen. Wohngemeinschaften sind keine Familien. Auch das verheiratete Paar konstituiert noch keine Familie, deren Wesen ist die Eltern-Kind-Beziehung. Eltern sind stets zwei, ein Vater und eine Mutter.“⁴⁵ Und in Bezug auf eine bestimmte alternative Lebensform fügt die Autorin hinzu: „Ob Schulversagen, Depression, Gewaltbereitschaft oder Bindungsangst – die Verhaltensauffälligkeiten der Kinder aus gewollten oder geschiedenen Ein-Eltern-Familien sind alarmierend.“⁴⁶

Auch wenn wir sicher eine kleine Minderheit in Deutschland haben, die aktiv Alternativen zur traditionellen Langzeitkernfamilie propagiert, also z. B. alleinerziehende Mutterschaft („Kind ja, Mann nein“) oder die sogenannte „Schwulenehe“, sind die tatsächlich gelebten Alternativen zur Langzeitkernfamilie statistisch gesehen meist das Ergebnis eines Unfalls oder einer Katastrophe und nicht einer langfristigen Lebensplanung. Menschen träumen nicht von Scheidung, Abtreibung, dem Stress alleinerziehender Elternschaft oder der Einsamkeit im Alter, wenn sie sich ihr zukünftiges Glück ausmalen.

⁴⁴ Christine Brinck. „Familie ist nicht gleich Familie“. Die Welt vom 15.3.2000. S. 11.

⁴⁵ Ebd.

⁴⁶ Ebd.

Statistikbeispiel:
Für die große Mehrheit ist
Familie das Wichtigste im Leben.

Die Wirklichkeit ist: Eine große, derzeit zunehmende Mehrheit der Bevölkerung hält die lebenslängliche Ehe und Familie für das erstrebenswerte Ideal. Das gilt auch für diejenigen, deren Ideal in der Wirklichkeit zerbrochen ist. Und eine große, derzeit zunehmende Mehrheit der Bevölkerung ist davon überzeugt, dass lebenslängliche Ehe und Familie die beste Voraussetzung für Kindererziehung und das spätere Leben der Kinder ist. Die ehemalige deutsche Bundesfamilienministerin Renate Schmidt sagt dazu: „Für die meisten Menschen ist Familie das Wichtigste überhaupt. Gerade auch für junge Menschen. 80 bis 90% der jungen Leute sagen das – mehr als in den 50er-Jahren. Vertrauen, Zugehörigkeit und Geborgenheit sind Werte, die dem Einzelnen heute besonders viel bedeuten.“⁴⁷

Das Statistische Bundesamt hat bereits für 1999 eine Zunahme der Bedeutung der Familie für die Deutschen festgestellt.⁴⁸ Demnach hielten 1980 68% der Deutschen Familie und Ehe für „sehr wichtig“. 1998 waren es bereits 80%.

Der Traum lebt – nur wird er seltener Wirklichkeit! Siehe dazu auch die Grafiken 4, 5, 6, und 7

Statistikbeispiel:
Nichteheliche Elternschaft ist fast nie gewollt,
sondern meist Ergebnis einer Beziehungskatastrophe.

„Etwas ist schief gegangen“: Moderne Familienformen sind meist nicht geplant, sondern Folge gescheiterter Beziehungen“⁴⁹, titelt etwa der Focus in einem Bericht über die Forschungen eines der führenden deutschen Familiensoziologen, Walter Bien. Schon 1988 hieß es in

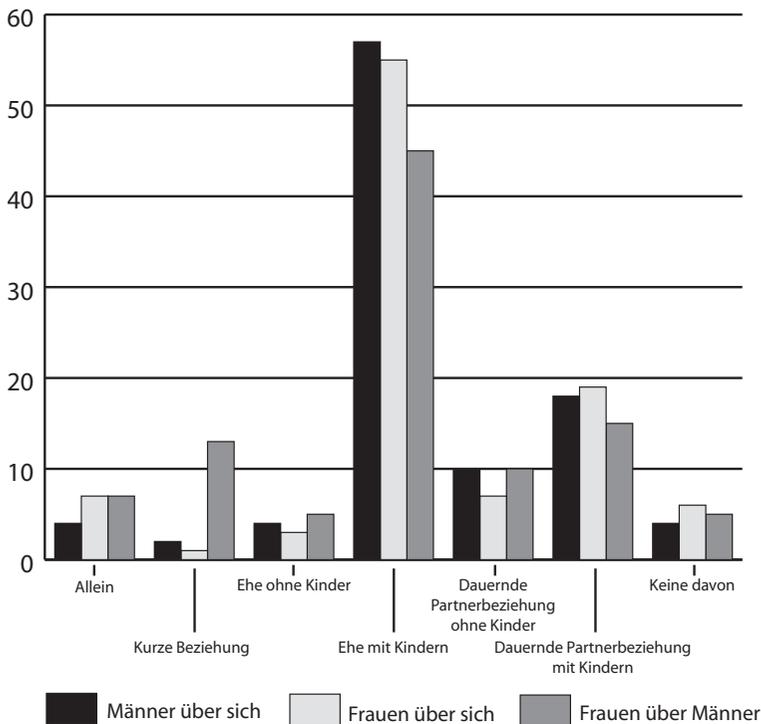
⁴⁷ „Weniger Kinder, weniger Wachstum“. Interview mit Familienministerin Renate Schmidt. DB Mobil 10/2003: 52–54, S. 52.

⁴⁸ Statistisches Bundesamt (Hg.). Datenreport 1999. Schriftenreihe 365. Bundeszentrale für politische Bildung: Bonn, 2000. S. 517–520.

⁴⁹ „Etwas ist schief gegangen“: Moderne Familienformen sind meist nicht geplant, sondern Folge gescheiterter Beziehungen“. Focus 40/2002.

Grafik 4

Die ideale Lebensform für Männer und Frauen (Deutschland 1998)



Erläuterung: Befragt wurden Männer über sich selbst, Frauen über sich selbst und Frauen, wie sie Männer sehen. Es war jeweils nur eine Antwort möglich, so dass die sieben Zahlen einer Frage jeweils 100 % ergeben.

Datenquelle: Repräsentativbefragung von 1200 Männern und 800 Frauen durch GfK-Marktforschung (Nürnberg), Auswertung Sozialwissenschaftliches Institut der EKD u. a.

Literatur: Paul M. Zulehner, Rainer Volz. Männer im Aufbruch. Schwabenverlag, Ostfildern: 1993. S. 260.

© 2004 Schirrmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

**Braucht man Familie zum Glück?
(Deutschland 2000/2002)**

	Alter							
	18-30 Jahre		31-45 Jahre		46-60 Jahre		61 und älter	
	W	O	W	O	W	O	W	O
	in %							
Man braucht Familie zum Glück	71	69	69	76	72	83	79	88
Ohne Familie ist man gleich glücklich oder glücklicher	19	22	24	14	20	11	13	9
Unentschieden	10	9	7	9	8	6	8	3

Legende: W = Westdeutschland, O = Ostdeutschland

Datenquelle: Statistisches Bundesamt, Datenreport 2002, Datenbasis: ALLBUS 2000.

Literatur: Statistisches Bundesamt (Hg.). Datenreport 2002. Schriftenreihe 376. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2002. S. 531.

© 2004 Schirmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

einer Veröffentlichung des von ihm geleiteten Deutschen Jugendinstituts: „Der rapide Zuwachs des Anteils von Eineltern-Familien an allen Familien ist aber kaum auf die ledigen Mütter, deren absolute Zahl sich seit 1967 kaum änderte, zurückzuführen, sondern vielmehr auf die wachsende Zahl geschiedener und getrennt lebender Elternteile mit ihren Kindern.“⁵⁰

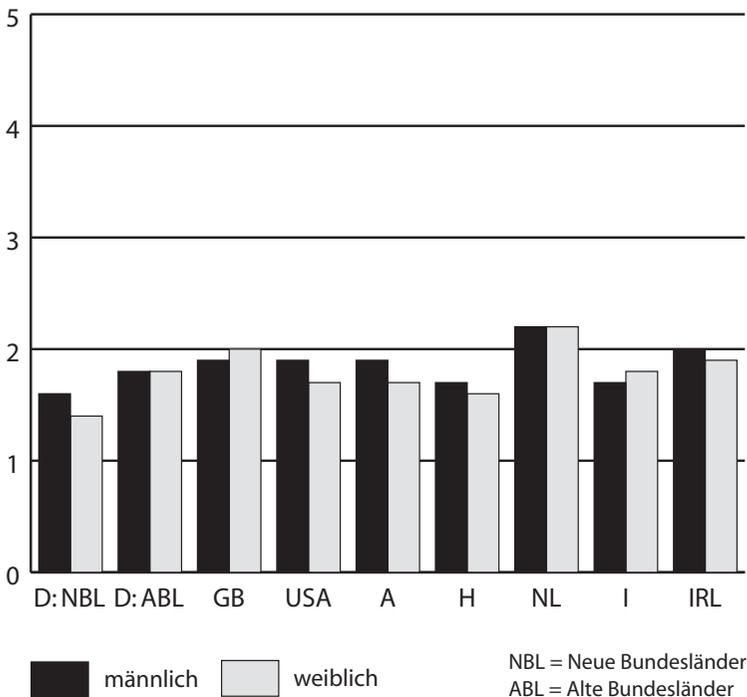
Daran hat sich auch nach zehn Jahren nichts geändert, wie dasselbe Institut 1998 in einer Studie des vom Bundesfamilienministerium finanzierten Deutschen Familien-Survey 1998 vermeldet: „Nichtehelelche Elternschaft als bewusst geplante ‚unbemannte Mutterschaft‘ ist eher ein Ausnahmephänomen. Nur 7% (ABL) bzw. 2% (NBL) stimmen dem Statement zu, ich wollte ein Kind, aber keinen Mann‘.

⁵⁰ Hann Perien. „Zwischen Existenznöten und Emanzipation“: Alleinerziehende Eltern“. S. 89–98 in: Deutsches Jugendinstitut (Hg.). Wie geht's der Familie? Kösel: München, 1988. S. 90.

Grafik 6

Kinder als Lebenssinn (Länder Europas 1994/1996)

1 = stimme überhaupt nicht zu bis 5 = stimme voll und ganz zu



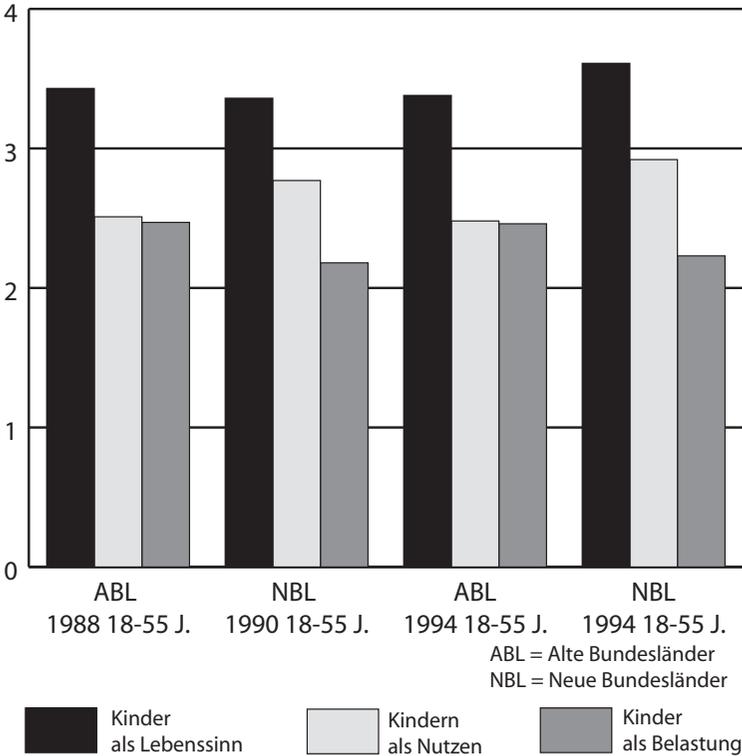
Erläuterung: Befragt wurden Erwachsene mit und ohne Kinder.

Datenquelle: Eurobarometer der EU-Kommission, ISSP-Survey 1988 und 1994 (Zentralarchiv für Sozialwissenschaften, Köln) und Familien-Survey des Deutschen Jugendinstituts im Auftrag des Bundesfamilienministeriums.

Literatur: Walter Bien (Hg.). Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend: Wandel und Entwicklung familiärer Lebensformen. DJI Familien-Survey 6. Opladen: Leske + Budrich, 1996. S. 260.

Kinder als Lebenssinn oder Belastung? (Deutschland 1994/1996)

1 = stimme überhaupt nicht zu bis 4 = stimme voll und ganz zu



© 2004 Schirmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

Erläuterung: Befragt wurden Erwachsene mit und ohne Kinder.

Datenquelle: Familien Survey des Deutschen Jugendinstituts im Auftrag des Bundesfamilienministeriums.

Literatur: Walter Bien (Hg.). Familie an der Schwelle zum neuen Jahrtausend: Wandel und Entwicklung familiärer Lebensformen. DJI Familien-Survey 6. Opladen: Leske + Budrich, 1996. S. 260.

Aber selbst Frauen mit dieser Einstellung leben nicht alle tatsächlich ohne Mann, doch unterhalten sie häufiger keine feste Partnerschaft mit dem Vater des Kindes.⁵¹

Das Gesamtergebnis der Studie wird wie folgt zusammengefasst: „Betrachtet man die Lebensverläufe und Partnerschaftsbiographien der Eltern nichtehelicher Kinder mit unseren Daten, überwiegen Hinweise darauf, dass diese Lebenswege nicht oder nicht in großem Umfang Ergebnis rationaler Kalküle und gezielter Entscheidungen sind. Eine hohe Dynamik in den Lebensverläufen, d.h. zahlreiche Übergänge und viele aneinandergereihte unterschiedliche Lebensformen, entsteht selten gezielt als Ergebnis freier Entscheidungen in einer durch Optionsvielfalt geprägten Welt, vielmehr ist sie eher Indikator für Problemkumulationen und Hinweis darauf, dass der Lebensverlauf durch gesellschaftliche Gegebenheiten, zufällige, d.h. kaum beeinflussbare Ereignisse und besondere situative Umstände maßgeblich mitbestimmt ist.“⁵² „Nichteheliche Elternschaft geht mit einem hohen Maße an Beziehungswechseln einher. Wie bereits im vorangehenden Kapitel deutlich wurde, fällt die Entscheidung, den Übergang zur Elternschaft ohne eine Eheschließung zu vollziehen, nicht selten zusammen mit dem Scheitern der Beziehung der leiblichen Eltern. So wird zwar ein großer Teil der Kinder in eine nichteheliche Lebensgemeinschaft geboren, relativ viele aber auch von einer alleinlebenden Frau. Vor allem junge Frauen wohnen während der Schwangerschaft und in der ersten Zeit nach der Geburt bei ihren Eltern. Dass der größere Teil der werdenden Elternpaare die Familiengründung nicht gemeinsam tragen kann, liegt oft an der Qualität ihrer Partnerschaften, die für eine derart weitreichende Verantwortung nicht ausreichend erscheint, wobei neben anderen Faktoren auch unterschiedliche Vorstellungen der Partner zur

⁵¹ Marina Rapp. „Lebensverhältnisse nichtverheirateter Frauen beim Übergang zur Elternschaft“. S. 41–69 in: Walter Bien, Norbert F. Schneider (Hg.). *Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften*. DJI Familien-Survey 7. Opladen: Leske + Budrich, 1998. S. 56. ABL = Alte Bundesländer, NBL = Neue Bundesländer.

⁵² Walter Bien, Norbert F. Schneider (Hg.). *Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften*. DJI Familien-Survey 7. Opladen: Leske + Budrich, 1998. S. 31 (Beitrag der Herausgeber).

Familiengründung eine Rolle spielen.“⁵³ Deswegen ist für das Institut das vorschnelle Reden vom Ende der traditionellen Familie eher ein Herbeireden, als Ergebnis seriöser Forschung. Die Langzeitkernfamilie ist nach wie vor die Regel, alles andere die Ausnahme, und sie bleibt das Ideal des überwiegenden Teiles der Deutschen, ja der Menschheit, das in der Realität nur leider oft nicht erreicht wird. Eine Untersuchung im Auftrag des Bundesfamilienministeriums kommt zu dem Schluss: „Trotz der gestiegenen Scheidungsraten langjähriger Ehen innerhalb der letzten Jahre darf nicht übersehen werden, dass ein Großteil der Paare mittleren Alters eine stabile Ehe führt und auch heute noch die Verwitwung die häufigste Form der Auflösung der Ehe im Alter darstellt.“⁵⁴

Die Ergebnisse für ganz Europa und die USA sind dabei ähnlich: „Und die Mehrzahl der Menschen hängt immer noch innerlich an den Werten der Familie: ‚Wenn man Menschen in Amerika oder Europa fragt, was ihnen im Leben am wichtigsten ist, nennen sie immer noch ihr Zuhause und die Familie an erster Stelle; nicht einmal Religion oder Gemeinschaft können da mithalten. Trotz des Geredes über den Niedergang der Familie und das Ende der Ehe zeigen Umfragen, dass sich der persönliche Wunsch des Durchschnittsamerikaners nach einer Ehe in den letzten dreißig Jahren konstant (bei erstaunlich hohen 96%) gehalten hat.“⁵⁵ Deswegen ist dem bereits erwähnten Soziologen Walter Bien recht zu geben: „Trotzdem scheint es angebracht, die Institution Ehe in der öffentlichen Diskussion als den immer noch wichtigsten Ort des Zusammenlebens von leiblichen Kindern mit ihren Eltern zu stärken und nicht fahrlässig eine Krise der Ehe und Familie herbeizureden.“⁵⁶ Während die Medien also oft so tun, als wären alternative

⁵³ Marina Rapp, Harald Rost. „Lebensläufe dauerhaft nichtehelicher Kinder“. S. 71–108 in: Walter Bien, Norbert F. Schneider (Hg.). Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. DJI Familien-Survey 7. Opladen: Leske + Budrich, 1998. S. 72.

⁵⁴ Insa Fookon, Inken Lind. Scheidung nach langjähriger Ehe im mittleren und höheren Erwachsenenalter: Expertise im Auftrag des Bundesministeriums für Familie ... Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 113. Stuttgart: W. Kohlhammer, 1996. S. 146.

⁵⁵ Helge-Ulrike Hyams. Kinder wollen keine Scheidung. Stuttgart: Klett-Cotta, 2002. S. 25 unter Verwendung eines Zitates von John R. Gillis.

⁵⁶ Walter Bien, Norbert F. Schneider (Hg.). Kind ja, Ehe nein? A. a. O. S. 31 (Beitrag der Herausgeber).

Lebensmodelle zur biologischen Langzeitkernfamilie das Ergebnis bewusster Planung und großer Freiheit, zeigt die Realität, dass diese Alternativen meist das Ende eines Traums bedeuten und erzwungenermaßen zustande gekommen sind.

Kinder würden am liebsten die Langzeitkernfamilie wählen, wenn sie wählen dürften.

Und all das ist ja nur aus der Sicht der Erwachsenen gesehen. Aus der Sicht der Kinder ist alles noch viel einfacher, nur wen interessiert schon, welche Familien Kinder wollen?

Die Tageszeitung ‚Die Welt‘ schreibt: „Die Definitionshoheit für die Güte der Familie liegt leider nicht bei den Kindern, sondern bei den Erwachsenen. Die Kinder würden freilich nur der Traditionsversion ihr Gütesiegel aufdrücken: Sie spielen weiter, auch bei 30-prozentiger Scheidung, auch wenn sie in Teilfamilien leben, Vater-Mutter-Kind. Der UN-Zivilpakt anerkennt dieses Grundbedürfnis und spricht vom Recht der Kinder auf die Liebe beider Eltern. Kinder wollen einen Vater und eine Mutter, weil sie eine Einheit sind, die von beiden abstammt. Sie sind die Kombination von zwei genetischen Sätzen und zwei Familiensträngen. Diese Biologie ist tief verwurzelt in der menschlichen Natur. Die Idee, die Mutter könne den Ausfall des Vaters kompensieren oder eine zweite Frau könne die Vateraufgaben übernehmen oder ein zweiter Mann könne die Mutter ersetzen, entspringt illusionärem Wunschdenken einer missverstandenen Emanzipation der Frauen wie der Homosexuellen.“⁵⁷

Die Scheidungsforscherin Helge-Ulrike Hyams schreibt sehr treffend aufgrund ihrer Forschung: „Das Kind will Vater und Mutter gemeinsam. Das Kind will keine komplizierten Zweit- und Drittehen-Arrangements. Die Scheidungseltern nehmen diese Wünsche ihrer Kinder nicht wahr. Und wenn sie es doch tun, nur um sie sogleich vehement zu verdrängen, um nicht in ihrem Entschluss verunsichert zu werden. Das Kind hingegen, wenn es weiter drängt oder gar aufbegehrt, wird zum Kindertherapeuten, zum Hautarzt oder zum Schulpsychologen geschickt.“⁵⁸

⁵⁷ Christine Brinck. „Familie ist nicht gleich Familie“. Die Welt vom 15.3.2000. S. 11.

⁵⁸ Helge-Ulrike Hyams. Kinder wollen keine Scheidung. Stuttgart: Klett-Cotta, 2002. S. 15.

Wir werden darauf unten im Zusammenhang mit dem Themenbereich ‚Scheidung‘ näher eingehen.

Im Folgenden möchte ich nur einige Beispiele aus den vielen Themen der Untersuchungen herausgreifen. Umfangreichere Darstellungen mit detaillierten Belegen der einzelnen Untersuchungen sollen nach Themenbereichen (z. B. Gesundheitliche Aspekte der Ehe, Bildung und Familienstand, Scheidungsfolgen, Alleinerziehende, Stieffamilien, Folgen des Familienstandes für das Glück im Alter) ab 2006 folgen.

Es geht dabei hier nicht um Verurteilung oder Schlechtmachen von bestimmten Zielgruppen. Familienkonstellationen können vielerlei Ursachen haben und man kann sie ebenso absichtlich suchen, wie unverschuldet in sie hineingeraten. Deswegen sollen hier etwa Langzeitverheiratete nicht glorifiziert und Alleinerziehende oder Stiefeltern verteufelt werden. Aber es soll zunächst einmal eine nüchterne Bestandsaufnahme erfolgen, die dann helfen kann, typische und zu erwartende Probleme auszumachen. Denn nur wer ein Problem kennt und sich ihm stellt, kann es auch lösen. Dabei geht es nur um das statistische Mittel, niemals um den Einzelfall, der ganz anders beschaffen sein kann. Doch wir leben in einer Welt, in der sich unser Erfahrungsschatz ebenso wie viele wissenschaftliche Erkenntnisse auf statistische Untersuchungen berufen stützen und warum sollte das gerade im Bereich der Familie nicht möglich sein?

Themenbereich Vorteile der Ehe

Statistikbeispiel:
Verheiratete Männer und Frauen
sind gesünder, glücklicher und leben länger.

Ein Sammelband mit Beiträgen der verschiedensten Fachrichtungen⁵⁹ über die Vorteile der Ehe wird mit folgenden Worten eingeleitet: „Im Besonderen ist das Buch eine Reaktion auf und eine Analyse von neueren sozialwissenschaftlichen Beweisen dafür, dass Ehe aufs Ganze

⁵⁹ John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002; die beste Übersicht in John Witte. „The Goods and Goals of Marriage: The Health Paradigm in Historical Perspective“. S. 49–89 in: ebd.

gesehen gut ist für die betroffenen Ehepartner, ihre Kinder und die Gesellschaft. Diese Beweise widersprechen weitläufig akzeptierten Annahmen, die aus früheren, allerdings heute umstrittenen sozialwissenschaftlichen Studien erwachsen sind, die besagen, dass die Ehe im Allgemeinen nur für Männer, nicht aber für Frauen gut sei und dass die Auflösung der Ehe den Kindern nicht schade und keine negativen Auswirkungen auf die Gesellschaft habe. Tatsächlich zeigt sich, dass verheiratet zu sein im Durchschnitt ein positiver Faktor für das psychische Wohlbefinden, die physische Gesundheit und sogar für die Lebenserwartung sowohl bei Männern als auch bei Frauen ist. Mit einander verheiratete Eltern zu haben, ist, wieder im Durchschnitt, besser für die emotionale, physische und wirtschaftliche Gesundheit der Kinder. Und schließlich scheint es so, dass die Ehe positive Auswirkungen auf die Gesellschaft im ganzen hat, indem sie zu größerem gesellschaftlichen Zusammenhalt, niedrigeren Verbrechensraten und erhöhter Arbeitsproduktivität beiträgt.⁶⁰ All dies wird mit zahlreichen Untersuchungen belegt.

John Witte, Professor für Familiensoziologie, fasst das Paradigma, das zu diesem Sammelband geführt hat, wie folgt zusammen: „Die zentrale These für das neue Gesundheitsparadigma ist, dass es aufs Ganze gesehen gesünder ist: (1) verheiratet oder wiederverheiratet zu sein als alleinstehend, verwitwet oder geschieden zu bleiben; (2) dass zwei Elternteile ein Kind aufziehen als dass ein oder kein Elternteil das tut; und (3) in der Ehe zusammenzuleben als unverheiratet zusammenzuleben für Paare, die planen, langfristig zusammen zu sein. Eine Anzahl neuerer Studien zeigt, dass im Durchschnitt Verheiratete eine geringere Wahrscheinlichkeit aufweisen, Alkohol, Drogen oder andere Suchtmittel zu missbrauchen. Verheiratete gehen geringere Risiken für ihr Leben und ihre Moral ein, noch geringere, wenn sie Kinder haben. Sie leben um einige Jahre länger. Sie versuchen oder begehen mit geringerer Wahrscheinlichkeit Selbstmord. Sie erfreuen sich eines regelmäßigeren, sichereren und befriedigenderen Sexuallebens. Die Anhäufung und Übertragung von Wohlstand pro Kopf sind höher. Sie empfangen bessere persönliche Gesundheitsvorsorge und Hygi-

⁶⁰ John Wall, Don S. Browning. „Introduction“. S. 1–10 in: John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002. S. 1.

ene. Sie geben und empfangen effektivere gegenseitige Absicherung und Arbeitsteilung. Sie sind effizienter in der Erfüllung wesentlicher häuslicher Aufgaben. Sie erfreuen sich einer größeren umfassenden Zufriedenheit mit dem Leben, die auf vielfältige Weise festzustellen ist. Im Durchschnitt profitieren Männer mehr von diesen gesundheitlichen Vorteilen der Ehe als Frauen. Die Anwesenheit von Kindern in der Familie senkt die kurzfristigen Vorteile, steigert aber die langfristigen Vorteile der Ehe für beide Ehepartner. Die meisten Kinder, die in Familien mit zwei Elternteilen großgezogen werden, zeigen in bezug auf Sozialisation, Ausbildung und Entwicklung bessere Leistungen als ihre Altersgenossen, die in Haushalten mit einem oder gar keinem Elternteil großgezogen wurden.“⁶¹

Die Soziologieprofessorin Linda J. Waite fasst ihre langjährige Forschungen ebenso zusammen: „Verheiratete Männer und Frauen – besonders Männer – haben eine größere Wahrscheinlichkeit, länger zu leben, als die, die nicht verheiratet sind. Forscher wussten dies seit langem. Dies trifft unabhängig davon zu, ob die alleinstehende Person niemals verheiratet war, ob sie eine Ehe beendet hat oder ob ein Partner gestorben ist. ... Verheiratete berichten auch über eine bessere physische und emotionale Gesundheit als Alleinstehende. Ehemänner und -frauen genesen auch mit einer größeren Wahrscheinlichkeit von ernsthaften Erkrankungen als unverheiratete Männer und Frauen.“⁶²

Dies wird nicht nur durch amerikanische Studien belegt, sondern ist längst weltweit bestätigt worden. Eine vergleichende Durchsicht aller verfügbarer Studien für 17 Länder durch Steven Stack und J. Ross Eshleman im Jahr 1998 ergab, dass in allen 17 Ländern Verheiratete wohlhabender, physisch und psychisch gesünder und glücklicher sind als alle Arten von Unverheirateten.⁶³

Robert H. Coombs hat 1991 130 Studien aus den USA und weltweit zusammengetragen, die sich auf das Glück und die Lebenszufrieden-

⁶¹ John Witte. „The Goods and Goals of Marriage: The Health Paradigm in Historical Perspective“. S. 49–89 in: John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002. S. 49–50; vgl. den ganzen Beitrag mit zahllosen Beispielen und Studien.

⁶² Linda J. Waite. „The Health Benefits of Marriage“. S. 13–32 in: John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002. S. 13.

⁶³ Steven Stack, J. Ross Eshleman. „Marital Status and Happiness: A 17-Nation Study“. *Journal of Marriage and the Family* 60 (1998): 527–536.

heit von Verheirateten beziehen.⁶⁴ Verheiratete haben weniger Alkoholprobleme, eine geringere Selbstmordrate, eine geringere Krankheits- und Sterblichkeitsrate, weniger Schizophrenieerkrankungen, weniger psychiatrische Behandlung und sind häufiger glücklich und mit ihrem Leben zufrieden.

Eine Langzeitstudie ab 1979 bis 1996 in 21 Bezirken von New Jersey ergab, dass Verheiratete wesentlich seltener Depressionen und Alkoholprobleme haben.⁶⁵

Ruut Veenhoven hat 1983 in ‚Social Indicators Research‘ Untersuchungen zu den Niederlanden⁶⁶ und daneben aus 9 europäischen Ländern⁶⁷ zusammengestellt, die Unterschiede zwischen Verheirateten und Unverheirateten beinhalten.⁶⁸ Besonders detailliert beschreibt die Forscherin die höhere Selbstmordrate von unverheirateten Niederländern.⁶⁹ Insgesamt kommt sie zu folgendem Ergebnis: „Die Bedeutung der ehelichen Beziehung wurde in verschiedenen Untersuchungen dokumentiert, die das Wohlbefinden von Verheirateten und Unverheirateten verglichen. Zuallererst wurde gezeigt, dass Unverheiratete im Durchschnitt weniger glücklich sind. Zweitens wurde festgestellt, dass die Unverheirateten häufiger an psychischen Störungen leiden, eine schwächere körperliche Gesundheit aufweisen und eher zum Selbstmord neigen. Infolge dieser Sachverhalte ist die Sterblichkeitsrate unter Unverheirateten höher. Diese Unterschiede wurden in mehreren industrialisierten Ländern beobachtet. Typischerweise sieht die Hierarchie des Wohlbefindens folgendermaßen aus: ganz unten die Geschiedenen, dann die Verwitweten, mit Abstand als nächste die niemals Verheirateten und an der Spitze die Verheirateten. Die Unterschiede sind im Allgemeinen unter Männern deutlicher als unter Frauen und unter jun-

⁶⁴ Robert H. Coombs. „Marital Status and Personal Well-Being“: A Literature Review“. *Family Relations* 40 (1991): 97–102.

⁶⁵ Allan V. Horwitz, Helene Raskin White, Sandra Howell-White. „Becoming Married and Mental Health: A Longitudinal Study of a Cohort of Young Adults“. *Journal of Marriage and the Family* 58 (1996): 895–907, S. 900.

⁶⁶ Ebd. S. 51–56.

⁶⁷ Ebd. S. 57–58.

⁶⁸ Ruut Veenhoven. „The Growing Impact of Marriage“. *Social Indicators Research* 12 (1983): 49–63.

⁶⁹ Ebd. S. 51–54.

gen Erwachsenen größer als unter älteren Menschen.“⁷⁰ Die Forscherin stellt dabei fest, dass das Ausmaß der Unterschiede seit dem 2. Weltkrieg eher zu als abnimmt.⁷¹

Natürlich spielt unter den Verheirateten die Qualität der Ehe auch eine Rolle. Ruut Veenhoven schreibt: „Die Beweislage für die Bedeutung der Qualität der Ehe ist weniger reichhaltig, aber nicht weniger schlüssig. Erstens haben mehrere Untersuchungen gezeigt, dass der Gesamtglückszustand von Verheirateten vom Zufriedensein mit ihrer Ehe abhängt. Kürzlich haben Glenn und Weaver gezeigt, dass das Zufriedensein auf keinem Gebiet in so enger Beziehung zum Gesamtglückszustand steht wie das Zufriedensein mit der Ehe. Die letztgenannten Forscher haben auch gezeigt, dass eine schlechte Ehe mehr Unglücklichsein bewirkt als gar keine Ehe. Zum zweiten wurde gezeigt, dass ein hoher Grad von Zufriedensein mit der Ehe Hand in Hand mit guter körperlicher Gesundheit und mit einem geringen Auftreten von psychiatrischen Beschwerden geht. In diesem Zusammenhang hat Haavio-Manilla einst beobachtet, dass keine andere gesellschaftliche Institution sich in solchem Maße auf das individuelle Zufriedensein auswirkt wie die Ehe.“⁷²

Statistikbeispiel:
Verheiratete Menschen leben länger
und haben eine niedrigere Sterberate.

Bereits 1848 wies William Farr für das französische Volk nach, dass die Sterberate der Verheirateten niedriger liegt und sie somit eine höhere Lebenserwartung haben.⁷³ Dies gilt heute als immer wieder neu

⁷⁰ Ruut Veenhoven. „The Growing Impact of Marriage“. *Social Indicators Research* 12 (1983): 49–63, S. 49–50 (Die Verweise auf zahlreiche Studien wurden ausgelassen.).

⁷¹ Ebd. S. 55.

⁷² Ruut Veenhoven. „The Growing Impact of Marriage“. *Social Indicators Research* 12 (1983): 49–63, S. 49–50 (Die Verweise auf zahlreiche Studien wurden ausgelassen.).

⁷³ William Farr. „Influence of Marriage on the Mortality of the French People“. *Transactions of the National Association for the Promotion of Social Science* (London) 1 (1858): 504–513.

belegbare Tatsache. „Unter praktisch allen Umständen haben verheiratete Personen niedrigere Sterberaten als vergleichbare unverheiratete Personen.“⁷⁴

Studien aus den 70er und 80er Jahren belegten, dass die Sterblichkeitsrate bei unverheirateten Männern 250% über der von verheirateten Männern liegt, bei Frauen 50% darüber.⁷⁵

Lois M. Verbrugge ermittelte 1979 aufgrund der Volkszählung der USA 1960 und 1970 und Daten des amerikanischen Gesundheitsministeriums: „In den USA ist die Sterblichkeitsrate für Nichtverheiratete höher als für Verheiratete ...“⁷⁶

Frances E. Kobrin und Gerry E. Hendershot untersuchten 1977 aufgrund von 20.000 von der Nationalen Gesundheitsbehörde der USA registrierten repräsentativen Sterbefällen 1966–1968, ob die Ehe Einfluss auf die Sterberate hat.⁷⁷ „Die Daten der landesweiten Untersuchung werden genutzt, um per Computer Sterblichkeitsraten für Personen in verschiedenen Lebensformen zu ermitteln. Die Sterblichkeit liegt niedriger bei verheirateten Personen als bei unverheirateten Personen, niedriger bei verheirateten Personen mit Kindern als bei denjenigen ohne Kinder sowie niedriger für unverheiratete Personen, die einem Haushalt vorstehen als für solche, die nicht einem Haushalt vorstehen. Zwei Erklärungsversuche werden in Betracht gezogen: (1) soziale Prozesse führen zur Auswahl von gesünderen Personen für den Status als Ehegatte, Elternteil und Haushaltsvorstand; (2) diese Formen des Status schützen die entsprechenden Personen gegen das

⁷⁴ Hugh Carter, Paul C. Glick. *Marriage and Divorce: A Social and Economic Study*. Harvard University Press: Cambridge (MA), London (GB), 1976². S. 339. Vgl. die Daten ebd. S. 324–357 (Kap 11: „Marital Status and Health“) und aktualisierter Abschnitt S. 449–455 („Marital Status and Health“).

⁷⁵ Catherine E. Ross, John Mirowsky, Karen Goldstein. „The Impact of the Family on Health: A Decade in Review“. *The Journal of Marriage and the Family* 52 (1990): 1059–1078, S. 1061 zu Lisa F. Berkman, Lester Breslow. 1983. *Health and Ways of Living: The Alameda County Study*. New York: Oxford University Press, 1983 und Eugene Litwack, Peter Messeri. „Organizational theory, social supports, and mortality rates: A theoretical convergence.“ *American Sociological Review* 54 (1989): 49–66.

⁷⁶ Lois M. Verbrugge. „Marital Status and Health“. *Journal of Marriage and the Family* 41 (1979): 267–285, S. 267.

⁷⁷ Frances E. Kobrin, Gerry E. Hendershot. „Do Family Ties Reduce Mortality? Evidence From the United States, 1966–1968“. *Journal of Marriage and the Family* 39 (1977): 737–745.

Todesrisiko. Die Schutz-Hypothese ist erfolgreicher als die Auswahl-Hypothese darin, auch eine plausible Erklärung für den Einfluss von Geschlecht und Alter auf die Sterblichkeitsrate zu liefern.“⁷⁸

Bernard L. Cohen und I-Sing Lee untersuchten 1979 in ‚Health Physics‘ Faktoren, die die Lebenserwartung beeinflussen, wobei sie eine Vielzahl von unterschiedlichen Quellen zugrunde legten.⁷⁹ Sie kommen unter anderem zu dem Ergebnis: „Einer der wichtigsten Faktoren bezüglich der Sterblichkeitsrate ist der Ehestatus. ... Es ist jedenfalls klar, dass unverheiratet zu sein eines der größten Risiken darstellt, denen sich Menschen freiwillig unterwerfen.“⁸⁰

Die Demographen Yuanreng Hu und Noreen Goldman gehen aufgrund zahlreicher von ihnen aufgelisteten Studien zu 16 Ländern davon aus, dass es als bewiesen gelten kann, dass in den unterschiedlichsten Ländern – darunter auch Deutschland – die Sterblichkeitsrate von Verheirateten niedriger ist, als bei Unverheirateten.⁸¹ Im Schnitt ist die durchschnittliche Sterberate der Unverheirateten jeweils für ein bestimmtes Alter bei Männern doppelt so hoch, bei Frauen eineinhalb mal so hoch. Die Forscher schreiben in der Zeitschrift ‚Demography‘: „Einige durchgängige und auffallende Muster gingen aus einer Untersuchung von Unterschieden beim Familienstand in bezug auf die Sterblichkeit in 16 entwickelten Ländern hervor. Zum ersten überstieg in allen Ländern das höhere Maß der Sterblichkeitsrate unverheirateter Männer (relativ zu verheirateten Männern) dasjenige bei unverheirateten Frauen. Zum zweiten hatten in den meisten Ländern geschiedene Männer die höchste Todesrate unter den drei Gruppen von Unverheirateten. Der entsprechende Befund für Frauen gilt so in mehr als der Hälfte der Länder. Drittens zeigen altersspezifische Auswirkungen an, dass verwitwete und geschiedene Personen in ihren zwanziger und frühen dreißiger Jahren die höchsten Sterblichkeitsrisiken aufweisen, Risiken, die manchmal 10 mal so hoch sind wie die für verheiratete Personen im gleichen Alter. Im Gegensatz dazu sind bei

⁷⁸ Ebd. S. 737.

⁷⁹ Bernard L. Cohen, I-Sing Lee. „A Catalog of Risks“. *Health Physics* (Baltimore) 36 (1979): 707–722.

⁸⁰ Ebd. S. 716–717.

⁸¹ Yuanreng Hu, Noreen Goldman. „Mortality Differentials by Marital Status: An International Comparison“. *Demography* 27 (1990): 233–250, bes. S. 233.

alleinstehenden Personen die höchsten Risiken gewöhnlich mit Männern und Frauen zwischen den späten zwanziger und den frühen vierziger Jahren verbunden. Viertens sind die relativen Sterblichkeitsraten der drei unverheirateten Gruppen in der Mehrheit der Länder über die vergangenen zwei bis drei Jahrzehnte hin gewachsen. Japan stellt sich als die offensichtlichste Ausnahme von diesen Regeln dar. Die Ergebnisse zeigen auch, dass die Größe einer den gleichen Familienstand aufweisenden Gruppe in den meisten Ländern in Beziehung zur Sterblichkeitsrate steht. Diese Befunde zeigen, dass eine Selektion in Kraft tritt, sowohl in bezug auf Alleinstehende als auch auf Geschiedene: Je kleiner der Anteil der Personen ist, die niemals heiraten, desto wahrscheinlicher ist es, dass diese Menschen durch ein höheres Sterblichkeitsrisiko gekennzeichnet sind. Auf ähnliche Weise gilt: Je kleiner die Gruppe der Geschiedenen, desto wahrscheinlicher, dass die kleine Gruppe, die sich scheiden ließ (und nicht wieder heiratete) im Blick auf eine Vielzahl von Risikofaktoren selektiert sind, die ihre Chance zu sterben erhöhen. Sogar diese Befunde sind nicht ein schlüssiger Beweis für Selektion. Es ist möglich, dass Personen, die zu relativ kleinen Gruppen gehören, aufgrund ihrer Seltenheit und möglichen gesellschaftlichen Isolierung größeren Stress erleben.⁸² Siehe dazu auch die Grafik 8.

Statistikbeispiel:

Verheiratete Menschen sind im Durchschnitt gesünder.

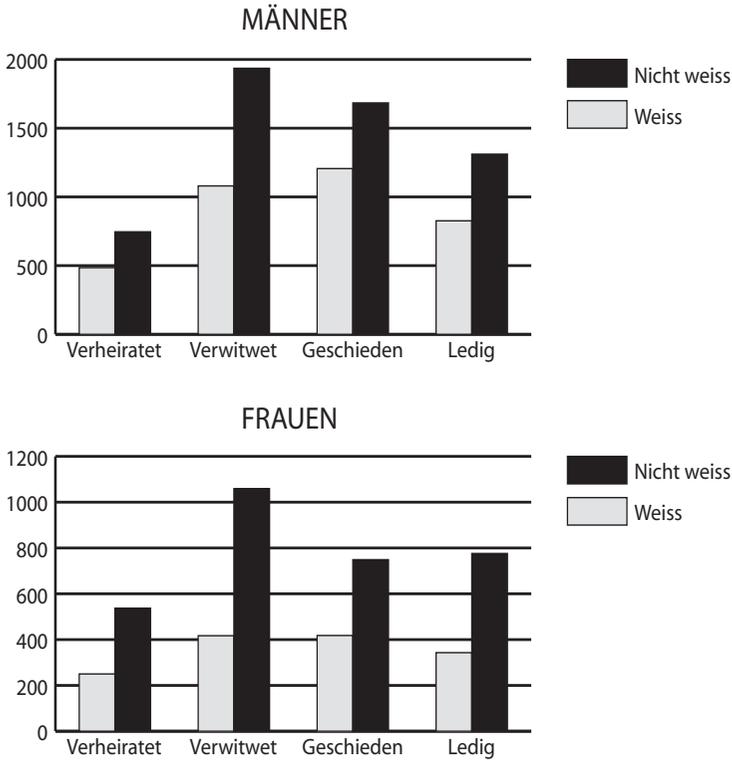
Dass Verheiratete gesünder leben als Singles und Geschiedene, hat wissenschaftlich erstmals William Farr 1858 vertreten.⁸³ Steven L. Nock schreibt 1998 rückblickend: „Eines der am solidesten begründeten und wiederholbaren Ergebnisse der Sozialwissenschaften ist die Tatsache, dass Verheiratete gesünder sind als Unverheiratete. Bei einer großen Bandbreite von Indikatoren psychischen Wohlbefindens ergeht es Verheirateten im Allgemeinen besser.“⁸⁴

⁸² Ebd. S. 247.

⁸³ William Farr. „Influence of Marriage on the Mortality of the French People“. Transactions of the National Association for the Promotion of Social Science (London) 1 (1858): 504–513.

⁸⁴ Steven L. Nock. *Marriage in Men's Lives*. New York: Oxford University Press, 1998. S. 13.

Sterberate nach Familienstand (USA 1961/1976)



Ergebnis: Verheiratete haben die niedrigste Sterberate.

Erläuterung: Sterberate pro 100.000 Personen zwischen 15 und 64 Jahren nach Familienstand 1959-1961 und 1975.

Datenquelle: Amtliche Sterbestatistik der USA.

Literatur: „Marital Status and Health“ (Kap. 11). S. 324-357 und S. 449-455 in: Hugh Carter, Paul C. Glick. Marriage and Divorce: A Social and Economic Study“. Harvard University Press: Cambridge (MA), London (GB), 1976 (1970).

M. A. Joung u. a. haben 1997 eine Untersuchung von 3.510 Niederländern im Alter zwischen 25 und 74 Jahren vorgelegt.⁸⁵ Verheiratete sind demnach durchschnittlich gesünder und haben eine geringere Sterberate. Ihre Erklärung allerdings, dass dies bei Frauen vor allem an der finanziell besseren Situation liege und bei den Männern die Folge von Scheidungen sei, wird von ihnen nicht näher begründet. Zum einen würde auch das ja nichts am Ergebnis ändern, zum anderen haben genügend Studien gezeigt, dass die bessere finanzielle Situation von Verheirateten zum einen selbst wieder eine Folge des Verheiratetseins ist, zum anderen die physischen und psychischen Vorteile der Ehe nur zum Teil erklären kann.

V. L. Ernster u. a. haben 1979 in der Zeitschrift des nationalen Krebsforschungszentrums der USA die 3. Nationale Krebsforschungsstudie der USA darauf untersucht, was sie über das Verhältnis des Familienstandes zur Häufigkeit von Krebserkrankungen sagt.⁸⁶ Auch wenn die Verteilung in unterschiedlichen Altersgruppen und ‚Rassen‘ und natürlich für die verschiedenen Krebsarten sehr verschieden aussieht, kann man davon ausgehen, dass für jeweils sonst vergleichbare Personen das Krebsrisiko von Unverheirateten etwa doppelt so hoch liegt, als für Verheiratete. Das hat auch nichts mit den Vorteilen des reinen Zusammenleben zu tun, denn die nichtehelichen Lebensgemeinschaften werden in dieser Studie aufgrund der offiziellen Statistiken zu den Nichtverheirateten gerechnet.

Selbstverständlich spielt nicht nur die Frage des Ehestandes, sondern auch die Frage der Ehequalität eine wichtige Rolle für den durchschnittlichen Gesundheitszustand, wobei die Frage natürlich wesentlich schwieriger zu beantworten ist. K. A. S. Wickrama u. a. haben 1997 zunächst sehr viele Studien zusammengestellt,⁸⁷ die die gesundheitsfördernde Seite der Ehe betonen, dann aber die Frage gestellt, welche Rolle innerhalb der Verheirateten die Qualität ihrer Ehe spielt. Dazu haben sie 1989, 1990, 1991 und 1992 364 Ehepartner im ländlichen

⁸⁵ I. M. A. Joung u. a. „The Contribution of Intermediary Factors to Marital Status Differences in Self-Reported Health“. *Journal of Marriage and the Family* 59 (1997): 476–490.

⁸⁶ V. L. Ernster u. a. „Cancer Incidence by Marital Status: U. S. Third National Cancer Survey“. *Journal of the National Cancer Institute* 63 (1979) 567–585.

⁸⁷ K. A. S. Wickrama u. a. „Marital Quality and Physical Illness: A Latent Growth Curve Analysis“. *Journal of Family Issues* 59 (1997): 143–155, S. 143–144.

mittleren Westen der USA interviewt und untersucht und festgestellt, dass die subjektiv empfundene Qualität der Ehe erheblich zu einer besseren physischen und psychischen Gesundheit beiträgt.

Lois M. Verbrugge hat 1979 die vorhandenen Studien zur Abhängigkeit des durchschnittlichen Gesundheitszustandes vom Familienstand zusammengetragen.⁸⁸ Er verweist darauf, wie erstaunlich es ist, dass Verheiratete gesünder und glücklicher seien, gebe es doch andererseits erhebliche Gesundheitsrisiken, denen Verheiratete wesentlich stärker ausgesetzt seien, wie etwa gynäkologische Probleme, häufigere Geburten oder die stärkere Berufstätigkeit verheirateter Männer mit häufigeren Berufsunfällen.⁸⁹

Linda J. Waite und Mary Elizabeth Hughes haben im ‚Journals of Gerontology‘ 1999 nachgewiesen, dass verheiratete Menschen mit und ohne Kinder in ihren 50er und Anfang der 60er Jahren eine größere körperliche und geistige (physische, kognitive, emotionale) Funktionalität und Beweglichkeit aufweisen, als Unverheiratete.⁹⁰ Bei Frauen ist die Depressionsrate bei Verheirateten merklich niedriger.

James L. Lynch hat 1977 in einer umfassenden Darstellung gezeigt, dass Einsamkeit vor allem die Häufigkeit und den Verlauf von Herzkrankheiten neben vielen anderen Gesundheitsfaktoren negativ beeinflusst.⁹¹ Die Tatsache an sich dürfte weltweit medizinisch unumstritten sein. Die Frage danach, ob ein Mensch einsam ist oder sich einsam fühlt, hat sehr viel mit dem Familienstand zu tun.

Mike Murphy, Karen Glaser und Emily Grundy untersuchten 1997 die Häufigkeit des Krankseins nach Familienstand für Großbritannien,⁹² da schon 1858 William Farr festgestellt habe: „Die Ehe ist der gesündeste Stand“.⁹³ Die langfristige Krankenrate ist in Großbritannien am niedrigsten bei Verheirateten in erster Ehe, gefolgt von ande-

⁸⁸ Lois M. Verbrugge. „Marital Status and Health“. *Journal of Marriage and the Family* 41 (1979): 267–285.

⁸⁹ Ebd. S. 268.

⁹⁰ Linda J. Waite, Mary Elizabeth Hughes. „At Risk on the Cusp of Old Age: Living Arrangements and Functional Status Among Black, White and Hispanic Adults“. *The Journals of Gerontology, Series B Social Sciences* 54 (1999): 136–144.

⁹¹ James L. Lynch. *The Broken Heart: The Medical Consequences of Loneliness*. New York: Basic Books, 1977.

⁹² Mike Murphy, Karen Glaser, Emily Grundy. „Marital Status and Long-Term Illness in Great Britain“. *Journal of Marriage and the Family* 59 (1997): 156–164.

⁹³ Ebd. S. 156.

ren Verheirateten, im Mittelfeld liegen Verwitwete und Geschiedene, und am höchsten ist die Krankheitsrate bei Singles. „Die Studie untersucht die Verknüpfung zwischen Gesundheit und Familienstand. Sie konzentriert sich dabei besonders auf ältere Menschen und nutzt Daten über die Raten von berichteter langfristiger Krankheit aus den Samples of Anonymised Record (SARs), die aus der britischen Volkszählung entnommen wurden. Bis zum Alter von etwa 70 Jahren sind die Raten für langfristige Krankheit im allgemeinen für diejenigen in der ersten Ehe am niedrigsten, gefolgt von den Wiederverheirateten, mit mittleren Werten für die Verwitweten und Geschiedenen und den höchsten Werten für die Alleinstehenden. Ab dem Alter von 75 berichten für beide Geschlechter alleinstehende Menschen im Bevölkerungsbericht für private Haushalte die niedrigsten Krankheitsraten, wenn jedoch die in Einrichtungen lebende Bevölkerung eingeschlossen wird, erscheinen alleinstehende Menschen höheren Alters nicht mehr als die gesündeste Gruppe. Das liegt daran, dass in hohem Alter zunehmend hohe Anteile derer mit langfristigen Krankheiten in Einrichtungen leben, und das gilt überverhältnismäßig für alleinstehende Menschen und erklärt, warum solch ein starker Wechsel in den Analysen der Bevölkerung in privaten Haushalten gefunden wurde. Der Gesundheitszustand von Menschen in eheähnlicher Gemeinschaft ist im allgemeinen bei beiden Geschlechtern dem von Verheirateten näher als dem von anderen Gruppen.“⁹⁴

Statistikbeispiel:
Verheiratete Menschen sind im
Durchschnitt glücklicher und zufriedener.

Eine vergleichende Durchsicht aller verfügbarer Studien für 17 Länder durch Steven Stack und J. Ross Eshleman im Jahr 1998 ergab: „Es wurde beträchtliche Unterstützung für die These gefunden, dass die Ehe mit einem höheren Maß von persönlichem Wohlbefinden verbunden ist.“⁹⁵

⁹⁴ Ebd. S. 156.

⁹⁵ Steven Stack, J. Ross Eshleman. „Marital Status and Happiness: A 17-Nation Study“. *Journal of Marriage and the Family* 60 (1998): 527–536, S. 527.

Sie schreiben einleitend: „Die Literatur über Ehestand und Glücklichkeit hat die vergleichende Analyse, die nichtehelichen Paare sowie geschlechtsspezifische Analysen vernachlässigt. Es ist nicht klar, ob der Zusammenhang zwischen Verheiratetsein und Glücklichkeit durchgängig für alle Länder gilt, ob er stärker ist als der Zusammenhang zwischen nichtehelichen Lebensgemeinschaften und Glücklichkeit und ob er auf beide Geschlechter zutrifft. Wir gehen diese Fragen an, indem wir Daten aus 17 landesweiten Forschungsarbeiten verwenden. Eine multiple Regressionsanalyse stellte fest, dass der Zusammenhang zwischen Familienstand und Glücklichkeit in 16 von 17 Ländern zutrifft und dass die Stärke dieser Verknüpfung in 14 von 17 Ländern nicht bedeutsam schwankt. Verheiratet zu sein war 3,4 mal so eng mit dem Glücklichkeit verbunden wie das bei eheähnlicher Gemeinschaft der Fall war, und die Ehe steigert das Glücklichkeit gleichermaßen bei Männern und Frauen. Möglicherweise beeinflusst die Ehe das Glücklichkeit durch zwei Begleiterscheinungen: die Förderung der finanziellen Befriedigung und die Verbesserung der Gesundheit. Diese Begleiterscheinungen wiederholen sich nicht bei Paaren in eheähnlicher Gemeinschaft.“⁹⁶ Unverheiratet Zusammenlebende ähneln hier eher Alleinlebenden als Ehepaaren.

Robert H. Coombs hat 1991 130 Studien aus den USA und weltweit zusammengetragen, die sich auf das Glück und die Lebenszufriedenheit von Verheirateten beziehen.⁹⁷ Er kommt zu dem Ergebnis: „Die veröffentlichten Forschungsarbeiten zum persönlichen Wohlbefinden zeigt ein durchgängiges Muster: Verheiratete Personen, besonders verheiratete Männer, erleben weniger Stress und emotionale Erkrankungen als ihre unverheirateten Gegenüber. Studien über Alkoholismus, Selbstmord, Sterblichkeit und Kränklichkeit, Schizophrenie, andere psychische Probleme und über Menschen, die nach eigenen Angaben glücklich sind, unterstützen diese These.“⁹⁸

Coombs diskutiert ausführlich verschiedene Thesen, warum dies so ist, zum Beispiel, dass einfach gesündere usw. Menschen eher heiraten. Er kommt aufgrund der Studien und des statistischen Materials zu

⁹⁶ Ebd.

⁹⁷ Robert H. Coombs. „Marital Status and Personal Well-Being“: „A Literature Review“. *Family Relations* 40 (1991): 97–102.

⁹⁸ Ebd. S. 100.

dem Schluss: „Im Gegensatz dazu unterstützt die Beweislage durchgängig die Hypothese von Schutz-/Unterstützungshypothese. Verheiratete Personen erleben weniger körperliche und emotionale Erkrankungen als unverheiratete, weil sie eine anhaltende Gemeinschaft mit einem Ehepartner haben, der zwischenmenschliche Nähe, emotionale Befriedigung und Unterstützung im Umgang mit dem täglichen Stress bietet. Die Hypothese erklärt durchgehend zwei Befunde: (a) Verheiratete Personen beider Geschlechter sind im Allgemeinen glücklicher und weniger emotional erschöpft als unverheiratete, und (b) die Ehe ist beträchtlich vorteilhafter für Männer als für Frauen.“⁹⁹

Norval D. Glenn schrieb 1975 in einer Untersuchung: „Die zusammengefassten Daten von drei kürzlich durchgeführten landesweiten Studien in den USA zeigen, dass unter Weißen beiderlei Geschlechts verheiratete Menschen von größerem persönlichen Glücklichkeit berichten als verwitwete, geschiedene, getrennte oder niemals verheiratete Personen, wobei die Unterschiede für Frauen etwas größer als für Männer sind.“¹⁰⁰ „Daten von zwei der Studien zeigen ähnliche Niveaus von berichtetem Glücklichkeit in der Ehe bei Ehemännern und Ehefrauen, und sie zeigen eine stärkere Beziehung zwischen ehelichem Glücklichkeit und umfassendem Glücklichkeit bei den Ehefrauen. Auf der Basis dieses Befundes wird die These von Bernard, dass die Ehe den Ehemännern mehr Nutzen bringt als den Ehefrauen, abgelehnt. Die hier dargebotenen Daten lassen sich mit den Daten von Bernard, die eine ungewöhnliche Häufigkeit von Symptomen psychischen Stresses unter verheirateten Frauen zeigen, durch die Hypothese vereinbaren, dass Frauen insgesamt gesehen die Männer sowohl im Stress als auch in der Befriedigung, die aus der Ehe ableiten, übertreffen.“¹⁰¹ Siehe dazu auch die Grafiken 9 und 10.

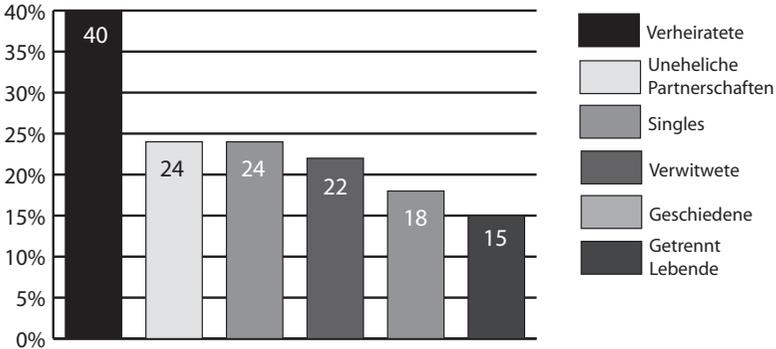
⁹⁹ Ebd. S. 100.

¹⁰⁰ Norval D. Glenn. „The Contribution of Marriage to the Psychological Well-Being of Males and Females“. *Journal of Marriage and the Family* 37 (1975): 994–601, S. 599.

¹⁰¹ Ebd. S. 594.

Verheiratete leben glücklicher (USA 1982/1996)

Als sehr glücklich bezeichnen sich



Datenquelle: Repräsentativbefragung von 14.000 erwachsenen Amerikanern mehrfach über 10 Jahre (1972-1982) und General Social Survey der US-Regierung 1990-1996.

Literatur: James A. Davis. "New Money, an Old Man/Lady and 'Tow's Company': Subjective Welfare in the Norc General Social Survey, 1972-1982". Social Indicators Research 15 (1984): 319-350, S. 334-335 und Linda J. Waite, Maggie Gallagher. The Case for Marriage: Why Married People Are Happier, Healthier, and Better Off Financially. New York: Doubleday, 2000. S. 67-68.

© 2004 Schirmmayer, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

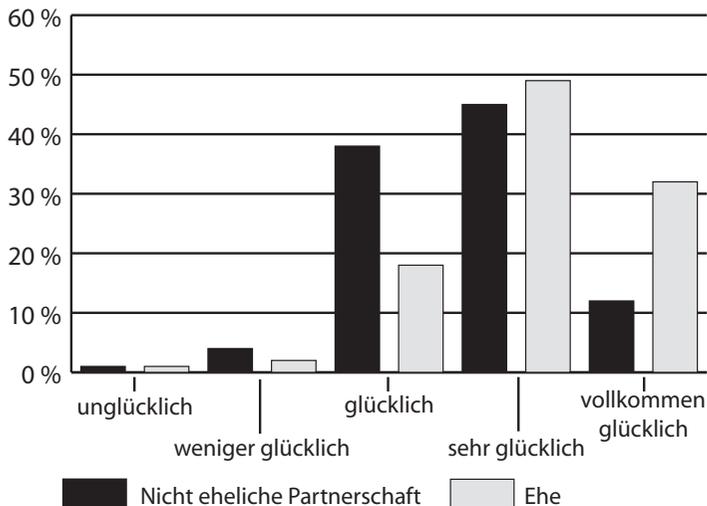
Statistikbeispiel:
Verheiratete sind im Durchschnitt
seelisch gesünder und stabiler.

Neil A. Dayton untersuchte schon 1936 im ‚The New England Journal of Medicine‘ den prozentualen Anteil an Ersteinlieferungen in psychiatrische Kliniken in den USA 1928–1932 und stellte eine starke Überrepräsentierung der Ledigen, Verwitweten und Geschiedenen gegenüber den Verheirateten fest.¹⁰²

¹⁰² Neil A. Dayton. „Marriage and Mental Disease“. The New England Journal of Medicine Nr. 215 (1936): 153–155.

Grafik 10

Verheiratete sind glücklicher in der Partnerschaft (1992/1997)



Ergebnis: Verheiratete sind häufiger vollkommen glücklich oder sehr glücklich als Zusammenlebende.

Erläuterung: Paare wurden getrennt befragt, mit welchem der fünf Beschreibungen sie ihre Partnerschaft charakterisieren würden.

Datenquelle: Befragung von 2400 jungen Paaren über 5 Jahre im Rahmen der Sozialwissenschaftliche Forschungsstelle der Universität Bamberg.

Literatur: Laslo A. Vaskovics, Marina Rupp. "Junge Paare in nichtehelichen und ehelichen Lebensgemeinschaften - ein Vergleich". Acta Demographica 4 (1993): 197-218; vgl. Laslo A. Vaskovics, Marina Rupp. "Nichteheliche und eheliche Lebensgemeinschaften: Ein Vergleich". Gegenwartskunde 47 (1992): 323-335; Wolfgang Glatzer. "Nichteheliche Lebensgemeinschaften: Zwischen konventionellen und alternativen Lebensformen". Aus Politik und Zeitgeschichte (Beilage zur Wochenzeitung Das Parlament) B 53/1998 (25.12.1998): 17-25.

© 2004 Schirrmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

Ornolv Odegard hat im ‚Journal of Mental Science‘ bereits 1946 nachgewiesen, dass Verheiratete in Norwegen seltener in stationäre psychiatrische Behandlung kommen.¹⁰³

Er hält Norwegen dabei zu Recht für ein ideales Forschungsgebiet, da die Gesellschaft recht uniform ist.¹⁰⁴ Seiner Untersuchung lag die Analyse von 14.231 Neuzugängen in Nervenkliniken in Norwegen zugrunde.¹⁰⁵

Leonard I. Pearlien und Joyce S. Johnson untersuchten 1977 im American Sociological Review 2.300 repräsentative Personen aus dem Großraum Chicago und kamen zu dem Schluss, dass die Depressionsrate bei Unverheirateten wesentlich höher als bei Verheirateten ist.¹⁰⁶

Statistikbeispiel:
Verheiratete trinken weniger
Alkohol und nehmen weniger Drogen.

Carol Miller-Tutzauer, Kenneth E. Leonard, Michael Windle haben im ‚Journal of Studies on Alcohol‘ auf zahlreiche Studien verwiesen, die darauf verweisen, dass Unverheiratete etwa doppelt so viel Alkohol trinken wie Unverheiratete.¹⁰⁷

Ihre eigene USA-weite Untersuchung von 19–26jährigen ergab: Einer von vier Unverheirateten gibt an, dass ihm sein Alkoholkonsum Probleme am Arbeitsplatz oder mit Aggression und Gewalt schafft, dagegen nur einer von sieben Verheirateten. Einer von 6 Unverheirateten

¹⁰³ Ornolv Odegard. „Marriage and Mental Disease: A Study in Social Psychopathology“. Journal of Mental Science 92 (1946): 35–59.

¹⁰⁴ Ebd. S. 36.

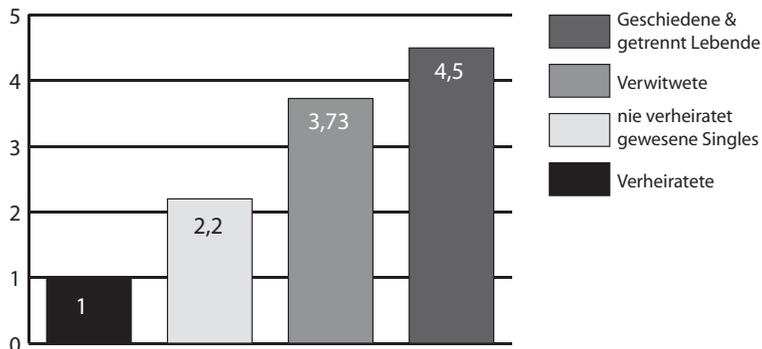
¹⁰⁵ Ebd. S. 56. Odegard diskutiert, ob die Ehe selbst ein schützender Faktor ist oder ob die Ehe psychisch Gesündere selektiert. Er entscheidet sich für Letzteres, was inzwischen als widerlegt gilt.

¹⁰⁶ Leonard I. Pearlien, Joyce S. Johnson. „Marital Status, Life-strains and Depression“. American Sociological Review 42 (1977): 704–715 (S. 714–715 auch viele ältere Untersuchungen mit demselben Ergebnis).

¹⁰⁷ Carol Miller-Tutzauer, Kenneth E. Leonard, Michael Windle. „Marriage and Alcohol Use: A Longitudinal Study of ‚Maturing Out‘“. Journal of Studies on Alcohol 52 (1991): 434–440, bes. S. 434+440.

Grafik 11

Rate der Alkoholabhängigen nach Familienstand (USA 1985/1993)



Erläuterung: Die Rate der alkoholoabhängigen Verheirateten wurde mit 1 angesetzt.

Datenquelle: Befragung und Untersuchung von 11.871 repräsentativen Haushalten; Repräsentive epidemiologische Erhebung in 5 Städten der USA.

Literatur: Rosa M. Crum, John E. Helzer, James C. Anthony. "Level of Education and Alcohol: Abuse and Dependence in Adulthood". *American Journal of Public Health* 83 (1993): 830-837, bes. S. 833.

© 2004 Schirmmayer, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

trinkt nie oder fast nie Alkohol, dagegen einer von vier Verheirateten. Der Alkoholgebrauch und -missbrauch springt nach Scheidung und als Witwer wieder nach oben.¹⁰⁸

Rosa M. Crum, John E. Helzer und James C. Anthony haben 1993 im ‚American Journal of Public Health‘ Daten von 11.871 repräsentativen Haushalten zum Verhältnis von Alkoholabhängigkeit und Familienstand vorgelegt.¹⁰⁹ Gegenüber Verheirateten ist die Rate der Alkoholabhängigen bei nie verheiratet gewesenen Singles 2,2fach höher, bei Verwitweten 3,73fach, bei Geschiedenen und getrennt Lebenden 4,5fach höher.

Neville Layne und Paul C. Whitehead haben 1985 im ‚Journal of Studies on Alcohol‘ durch Untersuchung an alkoholabhängigen

¹⁰⁸ Ebd. (ganz).

¹⁰⁹ Rosa M. Crum, John E. Helzer, James C. Anthony. „Level of Education and Alcohol: Abuse and Dependence in Adulthood“. *American Journal of Public Health* 83 (1993): 830–837.

Jugendlichen zwischen 15 und 29 Jahren für Kanada gezeigt, dass der Prozentsatz Alkoholkranker unter Singles (unverheiratet, getrennt, geschieden) mit Abstand am höchsten ist.¹¹⁰

Robert L. Flewelling und Karl E. Bauman führte eine 1990 veröffentlichte zweijährige Studie an 2.102 jungen Erwachsenen in zehn südöstlichen Städten der USA durch und fragte, inwieweit die Familienstruktur nach drei Gruppen (beide leibliche Eltern, alleinerziehend, ein Stiefelternteil) die Verwendung von Zigaretten, Alkohol, Marihuana und gefährlichen Geschlechtsverkehr beeinflusst und kommt zu dem Ergebnis, dass alle vier genannten Risiken am seltensten vorkommen, wenn die Kinder bei ihren leiblichen Eltern leben, im Mittelfeld Stiefelternfamilien liegen und am gefährdetsten Kinder alleinerziehender Eltern – gleich ob durch Mutter oder Vater – sind.¹¹¹ Siehe dazu auch die Grafik 11.

Statistikbeispiel:

Verheiratete haben die niedrigste Selbstmordrate.

Ruut Veenhoven hat 1983 in ‚Social Indicators Research‘ Untersuchungen zu den Niederlanden¹¹² und daneben aus 9 europäischen Ländern¹¹³ zusammengestellt, die Unterschiede zwischen Verheirateten und Unverheirateten beinhalten.¹¹⁴ Besonders detailliert beschreibt die Forscherin die höhere Selbstmordrate von unverheirateten Niederländern.¹¹⁵

Der führende amerikanische Selbstmordforscher, Steven Stack, hat zahlreiche Studien zusammengestellt und durchgeführt, die belegen,

¹¹⁰ Neville Layne, Paul C. Whitehead. „Employment, Marital Status and Alcohol Consumption of Young Canadian Men“. *Journal of Studies on Alcohol* 46 (1985) 6: 538–540.

¹¹¹ Robert L. Flewelling, Karl E. Bauman. „Family Structure as a Predictor of Initial Substance Use and Sexual Intercourse in Early Adolescence“. *Journal of Marriage and the Family* 52 (1990): 171–181.

¹¹² Ebd. S. 51–56.

¹¹³ Ebd. S. 57–58.

¹¹⁴ Ruut Veenhoven. „The Growing Impact of Marriage“. *Social Indicators Research* 12 (1983): 49–63.

¹¹⁵ Ebd. S. 51–54.

dass Verheiratete die niedrigste Selbstmordquote haben,¹¹⁶ und untersuchte 1995 auch die Einstellung zum Selbstmord unter Afroamerikanern in den USA. Dazu befragte er 1.197 repräsentativ ausgewählte Afroamerikaner. Er kam zu dem Ergebnis, dass unter Afroamerikanern das Verheiratetsein die Akzeptanz von Selbstmord erheblich senkt, Kinder zu haben dagegen nicht.¹¹⁷

Jack C. Smith u. a. untersuchten 1988 alle zwischen 1979 und 1981 gemeldeten Selbstmorde in den USA und kamen zu dem Schluss, dass Verheiratete mit Abstand die niedrigste Rate an Selbstmorden (und offensichtlich die niedrigste Depressionsrate) aufweisen.¹¹⁸

Statistikbeispiel: Scheidungen steigern die Selbstmordrate.

Der zitierte führende amerikanische Selbstmordforscher hat seine Studien auch auf Dänemark und Norwegen ausgedehnt.

Für Dänemark kommt er im ‚Sociological Quarterly‘ zu dem Schluss, dass Scheidung die Selbstmordrate signifikant steigert. 1% Zunahme der Scheidungsrate führt statistisch zu 0,32% Zunahme der Selbstmordrate!¹¹⁹

Für Norwegen, das er wie andere¹²⁰ wegen seiner gesellschaftlichen Homogenität als ideal für Familienforschung ansieht, errechnet er, dass die Zunahme der Scheidungsrate um 1% die Selbstmordrate sogar um

¹¹⁶ Vgl. Steven Stack. „Marriage, Family, Religion, and Suicide“. Ronald W. Maris (Hg.). *Assessment and Prediction of Suicide*. New York, 1992. S. 540–552; vgl. auch die zahlreichen in Steven L. Nock. *Marriage in Men's Lives*. New York: Oxford University Press, 1998. S. 11 und Jack C. Smith u. a. „Marital Status and the Risk of Suicide“. *American Journal of Public Health* 78 (1988) 1: 78–80 genannten Studien und Belege.

¹¹⁷ Steven Stack. „The Effect of Marriage, Family, and Religious Ties on African American Suicide Ideology“. *Journal of Marriage and the Family* 57 (1995): 215–222.

¹¹⁸ Jack C. Smith u. a. „Marital Status and the Risk of Suicide“. *American Journal of Public Health* 78 (1988) 1: 78–80.

¹¹⁹ Steven Stack. „The Effect of Divorce on Suicide in Denmark, 1951–1980“. *The Sociological Quarterly* 31 (1990) 3: 359–370.

¹²⁰ Etwa Ornulv Odegard. „Marriage and Mental Disease: A Study in Social Psychopathology“. *Journal of Mental Science* 92 (1946): 35–59 und Marianne Nordli Hansen. *Class and Inequality in Norway: The Impact of Social Class Origin on Education, Occupational Success, Marriage and Divorce in the Post-War Generation*. Oslo: Institute for Social Research, 1995.

0,46% erhöht.¹²¹ Ein Zusammenhang zwischen Arbeitslosigkeit und Selbstmordrate kann er für Norwegen dagegen nicht erkennen. Stack geht deswegen davon aus, dass stabile Ehen und Familien offensichtlich eine wichtige Selbstmordprävention seien.

Stack hat darüber hinaus zahlreiche andere Studien aus aller Welt zusammengestellt, die eine ähnliche Beziehung zwischen steigender Scheidungsrate und steigender Selbstmordrate nahelegen.¹²²

Statistikbeispiel:

Die Ehe macht Männer produktiver und lässt sie mehr arbeiten und mehr Geld erwirtschaften.

Dass verheiratete Männer im Schnitt bessere berufliche Stellungen haben, mehr verdienen, mehr arbeiten und produktiver sind – vier Faktoren, die sich natürlich auch gegenseitig bedingen – ist insbesondere für die USA, aber auch für andere westliche Länder in zahlreichen Untersuchungen immer wieder belegt worden.¹²³ Dies ist im ersten Moment erstaunlich, da Unverheiratete ja freier über Zeit, Geld und anderes verfügen können und weniger finanzielle und andere Verpflichtungen für andere haben.

Langzeitvergleiche bei weißen Amerikanern zeigen den Wirtschaftsprofessoren Sanders Korenmann und David Neumark im ‚The Journal of Human Resources‘, was in vielen Studien belegt wurde: Das Einkommen von Männern steigt nach einer Heirat und Verheiratete haben im Schnitt höhere Jobs. Dabei wurden einerseits Langzeitdaten der US-Bundesregierung, andererseits die Daten einer großen produ-

¹²¹ Steven Stack. „The Impact of Divorce on Suicide in Norway, 1951–1980“. *Journal of Family and Marriage* 51 (1980): 229–237, bes. S. 237.

¹²² Steven Stack. „The Effect of Divorce on Suicide in Denmark, 1951–1980“. a. a.O. S. S. 361; vgl. Steven L. Nock. *Marriage in Men’s Live*. New York: Oxford University Press, 1998. S. 11.

¹²³ Zusammenge stellt in Valerie Kincade Oppenheimer. „The Continuing Importance of Men’s Economic Position in Marriage Formation“. S. 283–301 in: Linda J. White (Hg.). *The Ties That Bind: Perspectives on Marriage and Cohabitation*. Hawthorne (NY): Aldine de Gruvter, 2000 und Jeffrey S. Gray, Michel J. Vanderhart. „On the Determination of Wages: Does Marriage Matter?“. S. 356–367 in: Linda J. White (Hg.). *The Ties That Bind: Perspectives on Marriage and Cohabitation*. Hawthorne (NY): Aldine de Gruvter, 2000.

zierenden Firma zugrundegelegt. „Dass verheiratete Männer mehr verdienen als sonst in allem vergleichbare Singles ist eines der stabilen Forschungsergebnisse.“¹²⁴

Jeffrey S. Gray und Michel J. Vanderhart kommen zu dem Ergebnis: „Eines der stabileren Ergebnisse der empirischen Forschung zu den Gesetzen der Gehälter des Arbeitsmarktes ist, dass verheiratete Männer substantiell mehr verdienen als unverheiratete Männer, eine Differenz, die man als ‚Eheprämie‘ (,marriage premium‘) bezeichnet. Warum verheiratete Männer mehr verdienen als unverheiratete, ist eine Frage, die immer noch umstritten ist.“¹²⁵

Lawrence W. Kenny hat 1983 im ‚Economic Enquiry‘ untersucht, wieviel Humankapital Männer im Laufe einer Ehe ansammeln.¹²⁶ Er kommt zu dem Ergebnis: „Verheiratete Männer weisen ein deutlich höheres Lohnniveau auf als niemals verheiratete, verwitwete oder geschiedene Männer, auch wenn Unterschiede von Ausbildungsstand, Erfahrung, Rasse und so weiter berücksichtigt werden. Die in dieser Untersuchung vorgelegten Beweise legen nahe, dass der größte Teil der mit dem Ehestand verbundenen unerklärten Lohnunterschiede und Einkommensrückgänge daraus resultiert, dass Männer mehr Anlagekapital bilden, wenn sie verheiratet sind als wenn sie nicht verheiratet sind. Die Hypothese, dass verheiratete Männer mehr verdienen als unverheiratete Männer, weil die Ehe die Finanzierung der Kapitalbildung erleichtert, wird durch dieses und anderes Beweismaterial unterstützt.“¹²⁷

Aufgrund seiner Untersuchungen kommt Kenny zu folgendem Schluss: „Die Beweislage in diesem Aufsatz legt nahe, dass Anlagekapital schneller gebildet wird, wenn ein Mann verheiratet ist, als wenn derselbe Mann alleinstehend ist, unter sonst gleichen Bedingungen. Die Schätzungen schließen ein, dass die meisten unerklärten Lohnunterschiede und Einkommensrückgänge, die mit dem Familienstand verbunden sind, das Ergebnis von zusätzlichen Investitionen in Anla-

¹²⁴ Sanders Korenmann, David Neumark. „Does Marriage Really Make Men More Productive?“. *The Journal of Human Resources* 26 (1991): 282–307, S. 284.

¹²⁵ Ebd. S. 356.

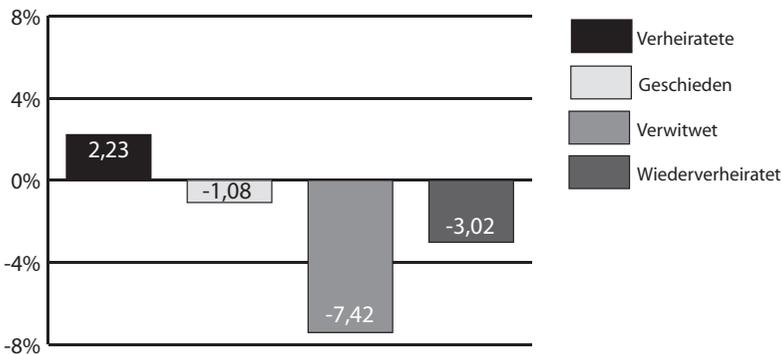
¹²⁶ Lawrence W. Kenny. „The Accumulation of Human Capital During Marriage by Males“. *Economic Enquiry* 21 (1983): 223–231.

¹²⁷ Ebd. S. 223.

gekapital während der Ehe sind. Ein sehr geringer Teil der unerklärten Lohnunterschiede scheint mit individuellen Unterschieden bezüglich des anfänglichen Niveaus des Anlagekapitals oder der Neigung, Kapital zu bilden, verbunden zu sein. Wir prüften auch die Faktoren für das Maß an zusätzlichem Anlagekapital während der Ehe. Die Ergebnisse stimmen damit überein, dass Investitionen während der Phase ausgedehnter beruflicher Tätigkeit billiger sind. Diese Ergebnisse sind jedoch unbedeutend. Die Beweislage unterstützt die Hypothese, dass Ehe die Finanzierung der Anlagekapitalbildung erleichtert.¹²⁸ Siehe dazu auch die Grafik 12.

Grafik 12

Männer in erster Ehe arbeiten länger (USA 1979-1993)



Erläuterung: Durchschnittliche Veränderung in Bezug auf die Zahl der Arbeitswochen als Folge von Veränderung des Familienstandes gemessen über einen Zeitraum von 15 Jahren. Die erstmals Verheirateten waren zuvor ledig.

Datenquelle: Langzeitjugendstudie der US-Regierung (National Longitudinal Survey of Youth), 1979-1993.

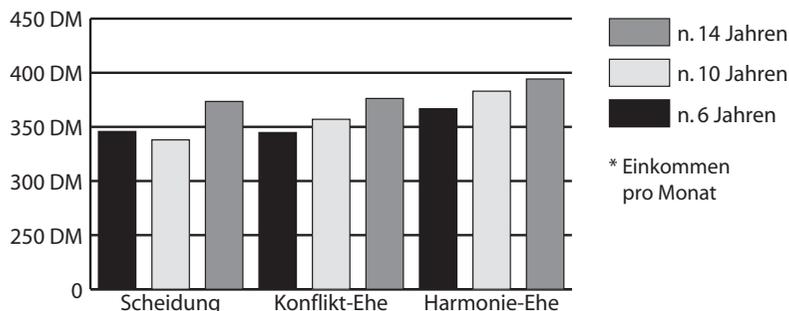
Literatur: Steven L. Nock. Marriage in Men's Live. New York: Oxford University Press, 1998. S. 68.

© 2004 Schirmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

¹²⁸ Ebd. S. 230.

Grafik 13

**Familien-Netto-Pro-Kopf-Einkommen nach Familienarten:
Harmonische Ehen haben das meiste Geld zur Verfügung
(Deutschland 1976-1984/1995)**



Erläuterung: Der Zeitraum 1976-1984 wurde gewählt, weil er der einzige Zeitraum ist, in dem das Familien-Netto-Einkommen behördlicherseits vergleichbar gemessen wurde. Die Zahlen entsprechen aber dem Trend bis 2000. Der Zustand der Ehe wurde dagegen für die gesamte Frist 1976-1995 gemessen. ROLS erfaßte 1970/71 Neugeborene und ihre Eltern und verfolgte diese durch Erhebung im Alter von 6, 10, 14, 20 und 25 Jahren. Als harmonisch galt eine Ehe, wenn die Ehefrauen ihre Ehe über die 25 Jahre ausschließlich als positiv beurteilten. Als Konfliktehen galten Ehen, die mindestens zwischen 1980 und 1995 bestanden und mehr negative, als positive Beurteilungen abgaben.

Datenquelle: Rostocker Längsschnittstudie (ROLS) 1970-1995, zuletzt gefördert vom Bundesfamilienministerium.

Literatur: Olaf Reis, Bernhard Meyer-Probst. "Scheidung der Eltern und Entwicklung der Kinder: Befunde der Rostocker Längsschnittstudie". S. 49-72 in: Sabine Walper, Beate Schwarz (Hg.). Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung aus Trennungs- und Stieffamilien. Weinheim: Juventa, 2002. S. 59.

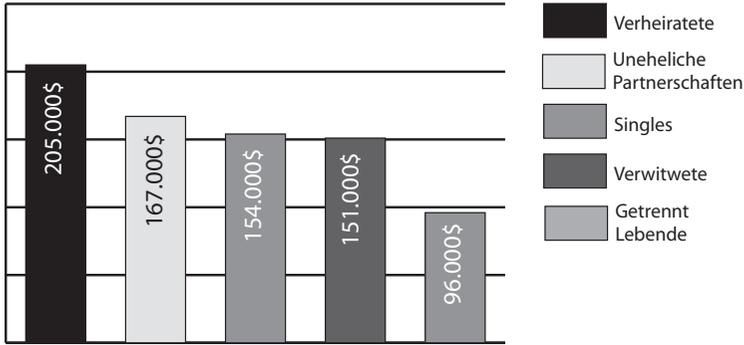
© 2004 Schirrmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn(TCLG e.V.)

Die Ehe ist wirtschaftlich sinnvoll

In einem Gutachten des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend heißt es: „Eine Ehe ist unter wirtschaftlichen Gesichtspunkten eine vorteilhafte Institution.“¹²⁹ Gegenüber der ver-

¹²⁹ Hans-Jürgen Andreß, Henning Lohmann. Die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 180. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2000 (Nachdruck 2001). S. 20.

Besitz bei Pensionierung nach Familienstand (USA)



Erläuterung: Vermögen pro Kopf in US-\$.
 Datenquelle: Berechnungen der Ökonomen Joseph Lupton und James P. Smith, Cambridge University Press.

Literatur: Linda J. Waite, Maggie Gallagher. The Case for Marriage: Why Married People Are Happier, Healthier, and Better Off Financially. New York: Doubleday, 2000. S. 111-112.

© 2004 Schirmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

breiteten Armut unter Alleinerziehenden, die unten näher beschrieben wird, gilt für die Ehe: „In stabilen Ehen ist Armut von Frauen (und Kindern) selten und wenn dann häufig ein einmaliges Ereignis und von kurzer Dauer.“¹³⁰

Dass die Ehe wirtschaftlich sehr sinnvoll ist, wird durch so viele Studien über lange Zeiträume bestätigt, dass ihre Darstellung aus Platzgründen auf eine eigene Untersuchung vertagt werden muss. Siehe dazu auch die Grafik 13 und 14.

Die Ehe ist unter anderem deswegen so segensreich, weil sie eine Institution ist.

Schließlich sei noch darauf hingewiesen, dass man den ‚Segen der Ehe‘ immer wieder einfach daran festmachen wollte, dass eben zwei

¹³⁰ Ilona Ostner, Wolfgang Voges. „Verschwindet der Ernährer-Ehemann?“. S. 93–106 in: Karl-Jürgen Bieback (Hg.). Neue Armut. Campus Verlag: Frankfurt, 1995, S. 99 unter Verweis auf „Kraus 1993“.

Menschen zusammenleben. Dem widersprechen alle Untersuchungen, von denen viele in diesem Buch angesprochen werden, die zeigen, dass Verheiratete auch im Vergleich zu nichtehelichen Lebensgemeinschaften durchschnittlich besser abschneiden, ja oft die Werte der nichtehelichen Lebensgemeinschaften sich stärker den Werten der Singles, als denen der Ehepaare annähern.

In einem Sammelband mit Beiträgen der verschiedensten Fachrichtungen¹³¹ über die Vorteile der Ehe heißt es: „Ein zweites grundlegendes Thema, das in diesen Aufsätzen auftaucht, ist die Feststellung, dass die guten Seiten der Ehe zum großen Teil von der Tatsache herrühren, dass die Ehe eine Institution ist. Wait stellt die These auf, dass die gesundheitlichen Vorteile der Ehe in nicht institutionalisierten sexuellen Beziehungen wie dem Zusammenleben in eheähnlicher Gemeinschaft (Zusammenleben, das nicht ausdrücklich auf die Ehe abzielt) nicht festzustellen sind. Ebenso schlugen Larson und Swyers vor, dass die gesundheitlichen Vorteile der Ehe, ebenso wie die besser bekannten gesundheitlichen Vorteile aktiver Religiosität, im Zusammenhang damit stehen, dass dabei Menschen eine Verpflichtung gegenüber einer sozialen Institution und nicht nur gegenüber dem Partner eingehen. Möglicherweise ist die gesteigerte Gesundheit von Ehepaaren nicht Folge davon, dass jeder Partner den Nutzen aus der Verheiratung ausnutzt, sondern ein sekundärer Effekt der vorausgehenden Verpflichtung der Partner gegenüber der Institution Ehe an sich.“¹³²

Themenbereich Ehe und Kinder

Was Hänschen nicht lernt ...

In der Familie lernt man ebenso die besten Charaktereigenschaften und Mitmenschlichkeit, wie die zerstörerischsten Verhaltensweisen und Verachtung anderer.

¹³¹ John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002; die beste Übersicht in John Witte. „The Goods and Goals of Marriage: The Health Paradigm in Historical Perspective“. S. 49–89 in: ebd.

¹³² John Wall, Don S. Browning. „Introduction“. S. 1–10 in: John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002. S. 7.

Der Grad der Bildung und die intellektuelle und wirtschaftliche Zukunft der Kinder werden etwa nach wie vor durch nichts mehr bestimmt, als durch die Familie, aus der sie kommen. Fast jedem ist dies in Hinsicht auf die finanzielle Seite bewusst. Aber es ist nicht der Wohlstand oder Bildungsgrad der Eltern, der Kinder bessere Startbedingungen gibt, sondern auch, wie harmonisch die Beziehung der Eltern ist, wieviel Zeit sie für ihre Kinder haben, wieviele Erwachsene sich um die Kinder kümmern, wie stabil die Beziehungen auf Dauer sind usw.

Der Pädagogikprofessor Dan Olweus hat in umfangreichen Studien zur Gewalt an schwedischen Schulen gezeigt, dass aggressive und gewalttätige Schüler mehrheitlich aus Elternhäusern kommen, in denen zu wenig Liebe und Fürsorge und zuviel Freiheit und Toleranz herrscht und machtbetonte Erziehungsmethoden vorherrschen.¹³³ Es ist erwiesen, dass heftiger Streit vor den Kindern oder Gewalt der Eltern gegeneinander auch die Kinder aggressiver macht¹³⁴ – womit das umgekehrte natürlich auch der Fall ist: ein harmonischer, ehrlicher und konfliktlösender Umgang der Eltern wird von den Kindern übernommen.

Unumstritten ist die Tatsache, dass Alkohol- und Drogenmissbrauch unter Kindern wesentlich häufiger sind, wenn bereist einer oder beide Elternteile damit Probleme haben.¹³⁵ Siehe dazu auch die Grafiken 15, 16 und 17.

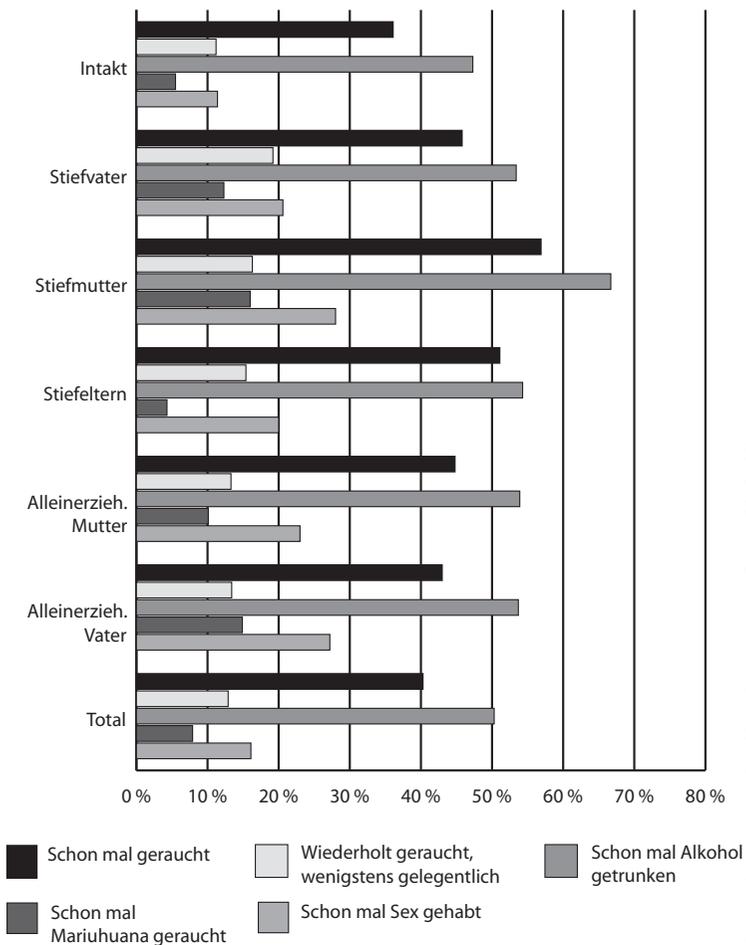
¹³³ Dan Olweus. *Gewalt in der Schule: Was Lehrer und Eltern wissen sollten – und tun können*. Bern: Verlag Hans Huber, 2002³. S. 48–49 und die S. 124–126 vorgestellten Studien, vor allem Dan Olweus. „Familial and Temperamental Determinants of Aggressive Behavior in Adolescent Boys“. *Developmental Psychology* 16 (1980): 644–660; vgl. Christine Brinck. „Die Gewalt beginnt im Kinderzimmer“. *Die Welt* vom 28.8.2000. S. 9.

¹³⁴ Dan Olweus. *Gewalt in der Schule*. a. a. O. S. 50; siehe ebenso R. E. Emery. „Interparental conflict and the children of discord and divorce“. *Psychological Bulletin* 92 (1982): 310–330; vgl. Christine Brinck. „Die Gewalt beginnt im Kinderzimmer“. *Die Welt* vom 28.8.2000. S. 9.

¹³⁵ Anstelle einer Vielzahl von Untersuchungen vgl. die Literatur in Marc A. Schuckitt, Susan Sweeney. „Substance Use and Mental Health Problems among Sons of Alcoholics and Controls“. *Journal of Studies on Alcohol* 48 (1987): 528–534.

Grafik 15

Häufigkeit nach Familienarten, mit der 12-14jährige Alkohol, Tabak und Drogen benutzen



Erläuterung: Prozentsatz der Jugendlichen zwischen 12 und 14 Jahren, die an den genannten Tätigkeiten teilgenommen haben.

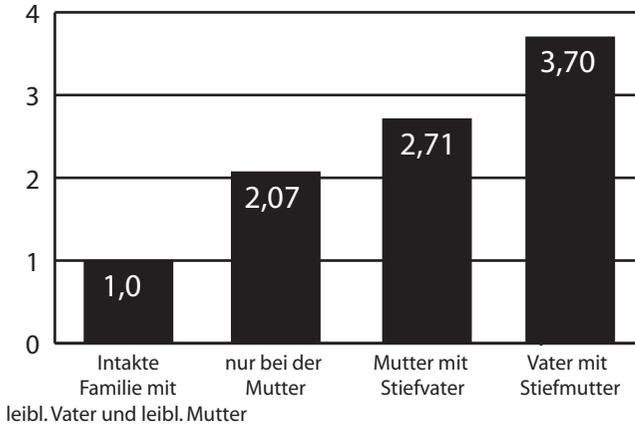
Datenquelle: Zweijährige Studie an 2.102 Jugendlichen zwischen 12 und 14 Jahren in zehn südöstlichen Städten der USA mit Selbstauskünften der Jugendlichen und ihrer Mütter.

Literatur: Robert L. Flewelling, Karl E. Bauman. "Family Structure as a Predictor of Initial Substance Use and Sexual Intercourse in Early Adolescence". Journal of Marriage and the Family 52 (1990): 171-181, bes. S. 176.

© 2004 Schirmmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (ITCLG e.V.)

Insassen von Gefängnissen nach Familienstand der Herkunftsfamilie (USA 1979-1998)

Aufgewachsen in:



Erläuterung: Der Anteil der Erwachsenen aus intakten Familien verheirateter biologischer Eltern, der im Gefängnis einsitzt, wurde als Ausgangsgröße 1 angesetzt. Die weiteren Zahlen geben an, wieviel größer der Anteil bei anderen Familienformen ist. So sitzen beispielsweise 2,07 mal so viele Erwachsene, die eine alleinerziehende Mutter hatten, im Gefängnis, als solche aus biologischen Kernfamilien.

Datenquelle: Langzeitjugendstudie der US-Regierung (National Longitudinal Survey of Youth), 1979-1998 (12.686 repräsentative Jugendliche, die erstmals 1979 und seitdem jährlich und zuletzt alle zwei Jahre erfasst und befragt werden).

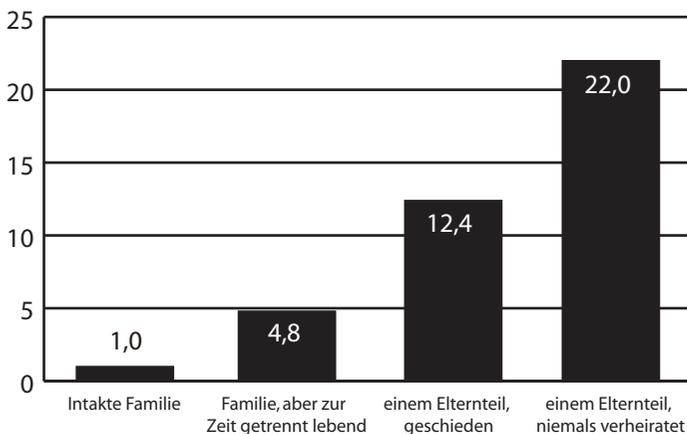
Literatur: Cynthia Harper, Sara McLanahan. "Father Absence and Youth Incarceration, Studie auf dem Jahrestreffen der American Sociological Association, August 1998; vgl. Sara McLanahan, Gary Sandefur. Growing Up with a Single Parent. Cambridge (MS)/London, Harvard University Press, 1994.

© 2004 Schirmmayer, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn(TCLG e.V.)

Grafik 17

Jugendliche im Gefängnis nach Familienstand der Herkunftsfamilie (Wisconsin, USA, 1993/2001)

Aufgewachsen bei:



Erläuterung: Der Anteil der Jugendlichen aus intakten Familien verheirateter biologischer Eltern, der im Gefängnis einsitzt, wurde als Ausgangsgröße 1 angesetzt. Die weiteren Zahlen geben an, wieviel größer der Prozentsatz bei anderen Familienformen ist. Prozentual sitzen also beispielsweise 22 Mal so viele Jugendliche alleinerziehender Mütter im Gefängnis, als solche aus biologischen Kernfamilien.

Datenquelle: Wisconsin Department of Health and Human Services 1993 und Volkszählung der USA.

Literatur: Patrick Fagan. Encouraging Marriage and Discouraging Divorce. Background No. 1421, 26.3.2001. Washington: The Heritage Foundation, 2001. 20 S. S. 5 (pdf-file unter www.heritage.org).

Statistikbeispiel:

Kinder verheirateter biologischer Eltern besuchen im Durchschnitt häufiger weiterführende Schulen.

Zahlreiche Untersuchungen belegen weltweit, dass nicht nur die finanzielle und bildungsmäßige Situation der Eltern beeinflussen, wie viele ihrer Kinder weiterführende Schulen besuchen und den höchsten Schulabschluss erreichen, sondern auch der Familienstand.¹³⁶

Grund dafür ist unter anderem die Zeit, die für die Betreuung der Kinder zur Verfügung steht, denn verheiratete Eltern haben mehr Zeit für ihre Kinder als Unverheiratete und Alleinerziehende. „Ergebnisse einer repräsentativen Zeitbudgeterhebung“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend von 1996 zeigen: Alleinerziehende verbringen im Schnitt 6 Stunden täglich mit ihren Kindern unter 16 Jahren, Ehefrauen dagegen 7 Stunden, wozu noch 3,75 Stunden des Ehemanns hinzukommen – zum Teil natürlich gleichzeitig mit der Ehefrau.¹³⁷ Siehe dazu auch die Grafiken 18 und 19.

Statistikbeispiel:

Familienstand und Erziehung beeinflussen das Sexualverhalten der Kinder.

Eine vom Gesundheitsministerium der USA finanzierte Studie kam 1988 zu dem Schluss, dass die Kinder alleinerziehender Eltern früher und häufiger voreheliche sexuelle Beziehungen eingehen und sich früher viel häufiger Teenagerschwangerschaften einstellen, als bei Kindern verheirateter biologischer Eltern.¹³⁸

Eine Untersuchung an 609 Jugendlichen zwischen 14 und 17 Jahren, davon 63% weiblich, wollte die Frage beantworten, ob in den USA risi-

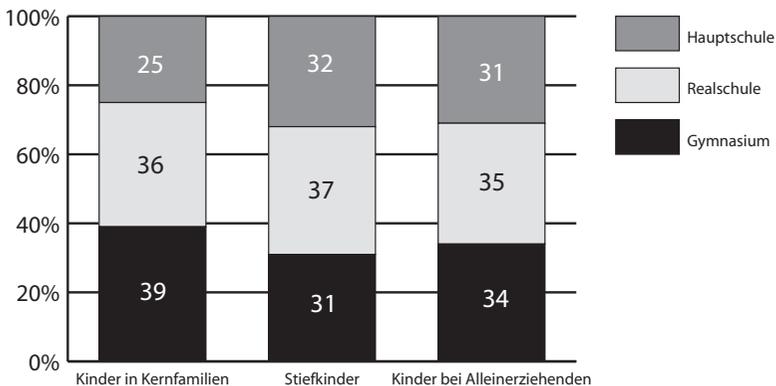
¹³⁶ Siehe etwa die Literatur in Nicholas Zill. „Understanding Why Children in Stepfamilies Have More Learning and Behavior Problems Than Children in Nuclear Families“. S. 97–106 in: Alan Booth, Judy Dunn (Hg.). *Stepfamilies: Who Benefits? Who Does Not?* Hillsdale (NJ): L. Erlbaum Ass., 1994.

¹³⁷ Karen Blanke, Manfred Ehling, Norbert Schwarz. *Zeit im Blickfeld: Ergebnisse einer repräsentativen Zeitbudgeterhebung*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 121. Stuttgart: W. Kohlhammer, 1996. S. 121.

¹³⁸ Allan F. Abrahamse, Peter A. Morrison, Linda J. Waite. *Beyond Stereotypes: Who Becomes a Single Teenage Mother?* RAND: Santa Monica (CA), 1988.

Grafik 18

Besuch weiterführender Schularten nach Familienarten (Deutschland 2000/2002)



Datenquelle: Deutsches Jugendinstitut – Familiensurvey 2000, im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Literatur: Walter Bien, Angela Hartl, Markus Teubner (Hg.). Stieffamilien in Deutschland: Kinder zwischen Normalität und Konflikt. Deutsches Jugendinstitut Familien Survey Bd. 10. Opladen: Leske + Budrich, 2002. S. 159.

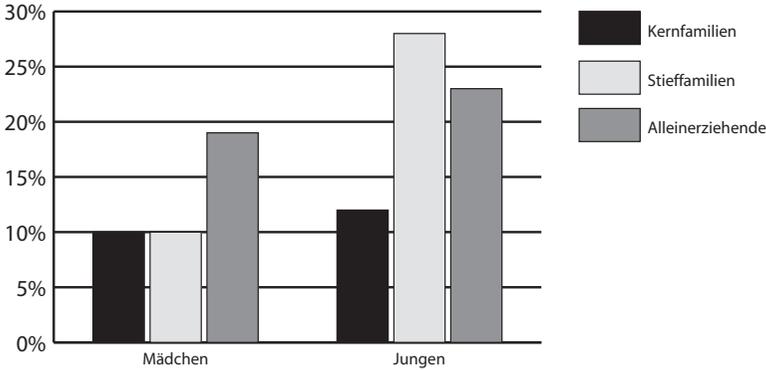
© 2004 Schirmmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

kohaftes sexuelles Verhalten von Teenagern durch Eltern oder durch Freunde beeinflusst oder angestoßen wird.¹³⁹ Die Studie räumt sowohl dem Vorbild, als auch der durch persönliche Anteilnahme und Zugänglichkeit vorgenommenen Überwachung der Jugendlichen einen hohen und erfolgreichen Stellenwert ein. Der wichtigste positive Faktor ist die Frage, wieviel Zeit die Eltern für ihre Kinder zur Verfügung stellen, der wichtigste negative Faktor sind die Gewalttätigkeiten zwischen Eltern und Kindern.¹⁴⁰ Hier das Gesamtergebnis der Studie: „Diese Studie unterstützt ein Modell des risikoreichen sexuellen Verhaltens Jugendlicher, in dem dieses als ein Produkt der selben Faktoren von Freundeskreis und Familie betrachtet wird, die ein weites Spektrum

¹³⁹ Carol W. Metzler u. a. „The Social Context for Risky Sexual Behavior Among Adolescents“. Journal of Behavioral Medicine 17 (1994): 419–438.

¹⁴⁰ Ebd. S. 432–435.

**Anteil der Klassenwiederholer nach Familienarten
(Deutschland 2000/2002)**



Datenquelle: Deutsches Jugendinstitut – Familien Survey 2000, im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend.

Literatur: Walter Bien, Angela Hartl, Markus Teubner (Hg.). Stieffamilien in Deutschland: Kinder zwischen Normalität und Konflikt. Deutsches Jugendinstitut Familien Survey Bd. 10. Opladen: Leske + Budrich, 2002. S. 165.

© 2004 Schirmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

problematischen Verhaltens beeinflussen. Das Modell von Patterson und anderen (1992), das Faktoren von Freundeskreis und Eltern, die mit risikoreichem sexuellen Verhalten Jugendlicher verbunden sind, beschreibt, wurde an drei voneinander unabhängigen Gruppen Jugendlicher zwischen 14 und 18 Jahren getestet. Jugendliche, deren Freundeskreis verschiedenes problematisches Verhalten praktiziert, wiesen eine höhere Wahrscheinlichkeit auf, risikoreiches sexuelles Verhalten zu praktizieren. Freunde mit abweichendem Verhalten zu haben war verbunden mit geringerer elterlicher Überwachung und mit Gewaltanwendung zwischen Eltern und Kindern, und es bestand auch eine direkte Verbindung zwischen schwächerer elterlicher Aufsicht und risikoreichem sexuellem Verhalten. Stärkeres Eingebundensein in die Familie ging einher mit weniger Gewaltanwendung zwischen Eltern

und Kindern. Geringere Verfügbarkeit der Elternteile in der Familie war direkt verbunden mit risikoreichem sexuellem Verhalten und mit schwächerer elterlicher Aufsicht.¹⁴¹

Judith K. Inazu und Greer Litton Fox untersuchten 1980 den Einfluss der Mütter auf das sexuelle Verhalten ihrer Töchter.¹⁴² „Beim Einfluss der Mutter auf das Sexualverhalten ihrer Töchter im Teenageralter unterscheidet man begrifflich zwischen direkten und indirekten Quellen des Einflusses. Die Erwartungen, dass Mütter, die ihren Töchtern Informationen über Sex weitergeben; Mütter, die situationsbezogene und das Verhalten betreffende Aspekte der sozialen Aktivitäten ihrer Töchter überwachen; Mütter, die fördernde und offene Beziehungen mit ihren Töchtern aufgebaut haben und Mütter, die keine sexuellen außerehelichen Erfahrungen hatten, mit geringerer Wahrscheinlichkeit Töchter mit sexuellen Erfahrungen haben, wurden mit einer Auswahl von 449 Müttern und ihren 14 bis 16jährigen Töchtern getestet. Wenn man den familiären Hintergrund mitberücksichtigt, zeigen die Ergebnisse, dass indirekte Formen der sexuellen Sozialisation einen größeren Einfluss auf sexuelle Erfahrungen der Teenager haben als direkte Formen. Auch Ergebnisse, die Faktoren des Hintergrunds zu Quellen des mütterlichen Einflusses in Beziehungen setzen, und Beziehungen zwischen den verschiedenen Quellen des mütterlichen Einflusses werden präsentiert.“¹⁴³ „Als letzter indirekter mütterlicher Einfluss wird in diesem Artikel untersucht, wie es sich auswirkt, wenn Töchter einem elterlichen Rollenmodell mit einer Geschichte von außerehelichem sexuellem Verhalten ausgesetzt sind. Wie erwartet, steigt die Wahrscheinlichkeit bei Mädchen im Teenageralter, deren Mütter zu Lebzeiten der Tochter in eheähnlicher Gemeinschaft gelebt haben, deutlich, dass sie selbst außerehelichen Geschlechtsverkehr praktizieren. Und Mädchen, deren Mütter bis zur Geburt ihres ersten Kindes niemals verheiratet waren, haben mit größerer Wahrscheinlichkeit sexuelle Erfahrungen gehabt. Beide dieser Arten von Beziehungen sind aussa-

¹⁴¹ Ebd. S. 419.

¹⁴² Judith K. Inazu, Greer Litton Fox. „Maternal Influence on the Sexual Behavior of Teen-Age Daughters“. *Journal of Family Issues* 1 (1980): 81–102.

¹⁴³ Ebd. S. 81.

gekräftigt ... und legen nahe, dass das Vorbild, das Mütter durch ihre eigene Beziehung zu Männern geben, früh eine wichtige Rolle in der sexuellen Entwicklung ihrer Töchter spielt.¹⁴⁴

Die Autorinnen verweisen auf weitere Studien: „Schließlich können auch die vergangenen und die derzeitigen ehelichen und außerehelichen sexuellen Aktivitäten der Mutter ein Modell für das eigene Verhalten der Tochter liefern. Studien haben zum Beispiel gezeigt, dass Frauen, die schon im Teenageralter Mütter wurden, eher Töchter haben, die selbst im Teenageralter Mütter werden (Card, 1978; Presser, 1975). Wilson (1979) fand heraus, dass Mädchen, deren Mütter im Teenageralter Mütter wurden und sie unehelich gebären, selbst mit größerer Wahrscheinlichkeit vor der Ehe schwanger werden.“¹⁴⁵

Der Familienstand der Eltern beeinflusst das Sexualverhalten Jugendlicher erheblich. Susan Newcomer und J. Richard Udry haben mit einer eigenen Studie¹⁴⁶ und zahlreicher weiterer Literatur¹⁴⁷ nachgewiesen, dass Kinder in Langzeitkernfamilien später mit ihren sexuellen Aktivitäten beginnen, während andere nicht nur früher damit beginnen, sondern deswegen auch häufiger von den daraus resultierenden psychischen Problemen ebenso wie von Teenagerschwangerschaften betroffen sind: „Daten einer Panelstudie von weißen Jugendlichen ohne sexuelle Erfahrungen, die zuerst im Junior-High-School-Alter interviewt wurden, bestätigen vorangegangene Ergebnisse anderer, dass der Familienstand der Eltern und seine Veränderungen in Beziehung zu dem ersten Beischlaf von Jugendlichen stehen. Verglichen mit den Erfahrungen von Jugendlichen aus stabilen Familien mit zwei natürlichen Elternteilen lässt die Situation, nur mit der Mutter in einem Haushalt zu leben, eine höhere Wahrscheinlichkeit auf folgenden Übergang zum Beischlaf bei Mädchen voraussagen. Nur der Zerbruch des Zweielternhaushalts zwischen zwei Interviews lässt den Übergang zum Beischlaf bei Jungen voraussagen. Der Familienstand der Eltern hat die gleichen Auswirkungen auf andere altersspezifische Vergehen wie auf den ersten Beischlaf. Dieses Ergebnis unterstützt den Versuch,

¹⁴⁴ Ebd. S. 94–95.

¹⁴⁵ Ebd. S. 83.

¹⁴⁶ Susan Newcomer, J. Richard Udry. „Parental Marital Status Effect on Adolescent Sexual Behavior“. *Journal of Marriage and the Family* 49 (1987): 235–240, hier S. 235.

¹⁴⁷ Ebd. S. 235.

die Auswirkungen des Familienstandes auf Beischlaf bei Jugendlichen eher als einen Verlust der elterlichen Kontrolle über eine ganze Gruppe von altersspezifischen Vergehen einzuordnen, als auf speziell sexuelle Effekte abzuheben.“¹⁴⁸

Statistikbeispiel:
Sexueller Missbrauch ist am
seltensten, wenn der biologische Vater
mit der biologischen Mutter verheiratet ist.

Es ist m. E. eine Schande, dass in den meisten Medienberichten und verallgemeinernden Statistiken einfach davon die Rede ist, dass sexueller Missbrauch oft von den Vätern ausgeht, was ein schlechtes Licht auf die biologische Kernfamilie wirft. Tatsächlich steckt aber sehr oft die Zerstörung der Kernfamilie im Hintergrund eines sexuellen Missbrauches, d. h. der Missbrauch geht nicht vom leiblichen Vater aus, sondern vom Stiefvater oder anderen Männern im Umfeld der Mutter, die den leiblichen Vater abgelöst haben. Die Inzestschranke ist bei leiblichen Vätern offensichtlich im Durchschnitt stabil, bei Stiefvätern dagegen labil.

Die führende Expertin auf diesem Gebiet, Diana E. H. Russell, nennt als Gründe dafür, dass die Zahl der Fälle von sexuellem Missbrauch so zugenommen haben: 1. die Überschwemmung mit Kinderpornographie¹⁴⁹, 2. die zunehmende Sexualisierung der Kinder, 3. die sexuelle Revolution überhaupt, 4. Zunahme von Stieffamilien, da die Gefahr von Stiefvätern viel stärker ausgehe als von leiblichen Vätern.¹⁵⁰

Mitchell Whitman hat die Untersuchungen von David Finkelhor¹⁵¹ gut zusammengefasst, wenn sie in der Reihenfolge der Bedeutung die Hauptrisikofaktoren für sexuellen Missbrauch auflistet:

¹⁴⁸ Ebd. S. 235.

¹⁴⁹ Vgl. dazu bes. Diana E. H. Russell. *The Secret Trauma: Incest in the Lives of Girls and Women*. Rev. edition. Basic Books: 1999² (1986). S. 52–53.

¹⁵⁰ Ebd. S. 81–84.

¹⁵¹ Mitchell Whitman. *Brecht das Schweigen: Ein Handbuch zur Behandlung von Opfern und Tätern bei sexuellem Missbrauch*. AUSAAT Verlag: Neukirchen-Vluyn, 1993. S. 61–63 zu David Finkelhor, Larry Baron. „High-Risk Children“. S. 60–88 in: David Finkelhor u. a. *A Sourcebook on Child Sexual Abuse*. Sage Publ.: Newbury Park (CA), 1986.

- „1. Stiefvater
2. Leben ohne Mutter
3. Keine Nähe zur Mutter
4. Mutter hat nie eine Schulausbildung beendet
5. Mutter bestraft Sexualität
6. Keine psychische Zuneigung vom Vater
7. Einkommen unter \$10.000
8. Zwei oder weniger Freunde in der Kindheit (d. h. Isolierung)¹⁵²

Wenn keiner dieser Faktoren zutrifft, kommt ein sexueller Missbrauch statistisch gesehen nicht vor. Treffen wenigstens fünf Faktoren zu, werden zwei Drittel aller Mädchen missbraucht.

Nach Finkelhor sind die gefährlichsten Faktoren eine schlechte Beziehung zu den Eltern,¹⁵³ Konflikte zwischen den Eltern¹⁵⁴ und das Zusammenleben mit einem Stiefvater¹⁵⁵. Deswegen ist die Gefahr nach einer Scheidung viel größer, da sie nun von Stiefvätern und Freunden der Mutter ausgeht.¹⁵⁶

Mädchen, die Opfer sind, sind wahrscheinlicher 1. ohne natürlichen Vater, 2. haben Mütter, die außer Haus arbeiten, 3. oder haben Mütter, die behindert oder krank sind, 4. erleben einen starken Konflikt zwischen den Eltern 5. und haben eine schlechte Beziehung zu einem Elternteil¹⁵⁷.

Wir haben jetzt schon mehrfach gehört, dass Stiefväter oder neue Freunde und Lebensgefährten der Mutter statistisch gesehen eine wesentlich größere Gefährdung als die leiblichen Väter darstellen.

¹⁵² Mitchell Whitman. Brecht das Schweigen. a. a. O. S. 61.

¹⁵³ David Finkelhor, Larry Baron. „High-Risk Children“. a. a. O. S. 74–75.

¹⁵⁴ Ebd. S. 75–76.

¹⁵⁵ Ebd. S. 77–79.

¹⁵⁶ Mitchell Whitman. Brecht das Schweigen. a. a. O. S. 55.

¹⁵⁷ David Finkelhor, Larry Baron. „High-Risk Children“. a. a. O. S. 79.

Die Wahrscheinlichkeit eines Missbrauches durch einen Stiefvater ist fünfmal so hoch, wie eines Missbrauches durch den leiblichen Vater.¹⁵⁸ Nach Russell ist sie sogar achtmal so groß.¹⁵⁹

Eine umfangreiche Untersuchung in Hamilton, einer kanadischen Stadt mit 411.000 Einwohnern, erbrachte massive Beweise dafür, dass Kinder, die bei ihren beiden natürlichen Eltern wohnen, vor sexuellem Missbrauch am sichersten sind. Die Gefahr durch Stiefväter wurde dort auf vierzigmal so hoch berechnet, wie durch leibliche Väter.¹⁶⁰

Eine Untersuchung von 2.372 Missbrauchsfällen im Staat Iowa durch Aufsichtspersonen erwies, dass die Gefahr des sexuellen Missbrauchs durch nicht Verwandte und nicht biologisch Verwandte prozentual wesentlich höher liegt als durch biologisch Verwandte.¹⁶¹ (Bei einem Durchschnittsfaktor 1 liegen die biologischen Väter bei 0,67, die Adoptivväter bei 3,22 und die Stiefväter bei 4,08).¹⁶² Siehe dazu auch die Grafiken 20 und 21.

Themenbereich Männer und Kinder

Statistikbeispiel:

Kinder haben einen guten Einfluss auf Männer: Männer mit Kindern sind im Schnitt sozialer und weniger kriminell.

George A. Akerlof untersuchte in ‚The Economic Journal‘ 1998 den Unterschied zwischen Männern ohne Kinder und solchen, die mit Kindern zusammenlebten.¹⁶³ Die Kriminalitätsrate von kinderlosen Männern liegt nach der offiziellen Statistik der USA von 1991 wesentlich

¹⁵⁸ David Finkelhor, Larry Baron. „High-Risk Children“. a. a. O. 25+77–79 nennt viele Untersuchungen). Ähnlich auch David Finkelhor. Sexually Victimized Children. The Free Press/Macmillan: New York, 1979. S. 88-89+122-125+149 u. ö. (siehe Register ‚Stephfathers‘). Finkelhor gibt aber ebd. S. 89 zu, dass er und andere trotzdem in den Untersuchungen einfach Väter und Stiefväter zusammenfassen.

¹⁵⁹ Diana E. H. Russell. The Secret Trauma. a. a. O. S. 103+232-234+256–269.

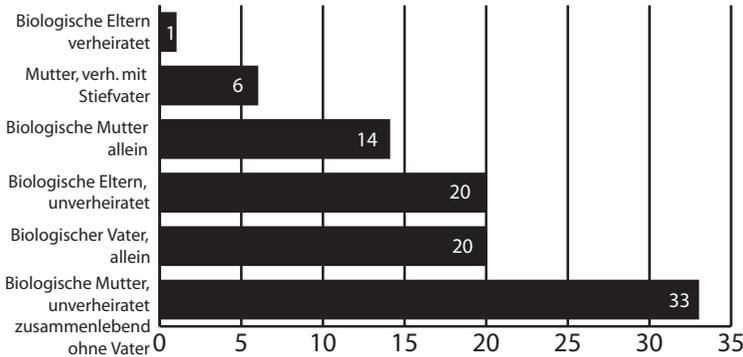
¹⁶⁰ Martin Daly, Margo Wilson. „Child Abuse and Other Risks of Not Living with Both Parents“. Ethology and Sociobiology 6 (1985): 197–210; weitere Literatur S. 210.

¹⁶¹ Leslie Margolin, John L. Craft. „Child Sexual Abuse by Caretakers“. Family Relations 38 (1989): 450–455.

¹⁶² Ebd. S. 452.

¹⁶³ George A. Akerlof. „Men without Children“. The Economic Journal 108 (1998): 287–309.

Wahrscheinlichkeit von schwerer Gewalt gegen Kinder nach Familienarten (Großbritannien 1988/1993)



© 2004 Schirmmayer, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

Erläuterung: Die Häufigkeit von schwerer Gewalt gegen Kinder in intakten Familien verheirateter, biologischer Eltern wurde als Ausgangsgröße 1 angesetzt. Die weiteren Zahlen geben an, wieviel größer der Prozentsatz bei anderen Familienformen ist. Prozentual werden also beispielsweise Kinder alleinerziehender Väter 20 mal so häufig physisch missbraucht.

Datenquelle: Kriminalstatistik Großbritanniens und Untersuchung von Missbrauchsfällen 1982-1988 und 1993.

Literatur: Robert Whelan. Broken Homes and Battered Children: A Study Between Child Abuse and Family Type. Oxford: Family Education Trust, 1994; Robert E. Rector, Patrick Fagan, Kirk Johnson. Marriage: Still the Safest Place for Women and Children. Background No. 1732, 9.3.2004. Washington: The Heritage Foundation, 2004. S 4 (pdf-file unter www.heritage.org).

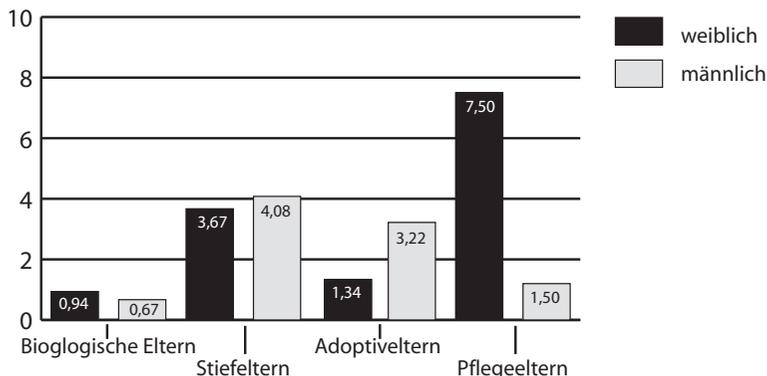
höher als die von verheirateten Männern mit Kindern. Im Gefängnis sitzen 2,6 pro Tausend Männer mit Kindern im Alter zwischen 18 und 44 Jahren, dagegen 17,6 pro Tausend unverheiratete, kinderlose Männer.¹⁶⁴ Die Rate derer, die im letzten Monat Marihuana rauchten, liegt bei unverheirateten, kinderlosen Männern um 35% höher.¹⁶⁵

¹⁶⁴ Ebd. S. 296–297.

¹⁶⁵ Ebd. S. 296.

Grafik 21

Die Gefahr des sexuellen Missbrauchs ist durch verheiratete, biologische Eltern am geringsten (Iowa, USA, 1989)



Erläuterung: Die durchschnittliche Wahrscheinlichkeit des Missbrauchs wurde mit 1 angesetzt.

Datenquelle: Untersuchung von 2.372 Missbrauchsfälle im Staat Iowa durch Aufsichtspersonen.

Literatur: Leslie Margolin, John L. Craft. "Child Sexual Abuse by Caretakers". Family Relations 38 (1989): 450-455.

© 2004 Schirmmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

Daneben verweist er auf die vielfach nachgewiesene höhere Sterblichkeitsrate von unverheirateten Männern gegenüber verheirateten. Deswegen zahlen in Kanada unverheiratete Männer 40% mehr für bestimmte Versicherungen – so Akerlof – als verheiratete Männer.¹⁶⁶

Akerlof kommt zu dem Schluss: „Verheiratete Männer arbeiten mehr am Arbeitsplatz, nehmen weniger Alkohol und Drogen, begehen weniger Verbrechen, werden seltener Verbrechenopfer, sind gesünder und haben seltener Unfälle.“¹⁶⁷ Der Forscher sieht als Hauptgrund für die Unterschiede, dass die Hingabe („commitment“) und das Rücksicht nehmen der Väter von der Familie auf andere Lebensbereiche überspringt.¹⁶⁸

¹⁶⁶ Ebd. S. 297–298.

¹⁶⁷ Ebd. S. 298.

¹⁶⁸ Ebd. S. 303.

Statistikbeispiel:
Kinder lieben Väter – Väter lieben Kinder.

Michael E. Lamb, der wohl bedeutendste Vaterforscher der USA, schreibt: „Zum ersten gibt es Belege dafür, dass viele Väter mit ihren Säuglingen in eine intensive Wechselbeziehung treten, dass die Art dieser Beziehung sich von der zwischen Müttern und Säuglingen unterscheidet und dass Säuglinge nicht eine konsequente Bevorzugung eines der Elternteile aufweisen. Es kann wenig Zweifel daran geben, dass der Vater oft eine wichtige Person im Leben des Säuglings und des Kleinkindes ist.“¹⁶⁹ „Es ist äußerst wichtig, sich daran zu erinnern, dass eine der einflussreichsten Merkmale der Vater-Kind-Beziehung ihre warme und zärtliche Art zu sein scheint. Man geht von der Annahme aus, dass diese Beziehung dauerhaft und nicht nur vorübergehend sein sollte.“¹⁷⁰

Verheerende Konsequenzen hatte nach Lamb Sigmund Freuds durch nichts bewiesene, aber bis heute oft dogmatisch vertretene Sicht, das Kind brauche und wolle anfänglich nur seine Mutter und der Sohn erlebe vom 3. bis zum 5. Lebensjahr den Vater als Rivalen im Kampf um die Mutter, was zur Kastrationsangst führe.¹⁷¹

Der zweite führende amerikanische Vaterforscher, Henry B. Biller, schreibt in seinem Standardwerk¹⁷² über die Bedeutung des Vaters für die psychische und geistige Entwicklung des Kindes: „Die Diskussionen über Elternschaft sind zu ausschließlich auf die Rolle der Mutter beim Eingehen auf die Grundbedürfnisse des Kindes ausgerichtet gewesen. Der Vater ist äußerst wichtig für die intellektuelle, emotionale und soziale Entwicklung des Kindes. Sowohl die individuelle Entwicklung des Vaters und der Mutter als auch die Qualität ihrer Beziehung zueinander müssen für das Verstehen des Prozesses von Elternschaft erwogen werden. Es besteht eine ungeheure kulturelle Vielfalt;

¹⁶⁹ Vgl. Michael E. Lamb (Hg.). „The Role of the Father in Child Development“. New York: John Wiley & Sons, 1976¹. S. 27 (vom Herausgeber).

¹⁷⁰ Vgl. Michael E. Lamb (Hg.). „The Role of the Father in Child Development“. New York: John Wiley & Sons, 1976¹. S. 29 (vom Herausgeber).

¹⁷¹ Vgl. Ebd. S. 9–10 (vom Herausgeber).

¹⁷² Henry B. Biller. *Fathers and Families. Paternal Factors in Child Development*. Westport (CT)/London, 1993; vgl. schon Henry B. Biller, Richard S. Solomon. *Child Maltreatment and Paternal Deprivation*. Lexington (MS), Toronto: Lexington Books, 1986 und Henry B. Biller. *Paternal Deprivation*. Lexington (MS): Heath, 1974.

aber die Verbindung Vater-Mutter-Kind ist die Grundlage der Familie, wobei jedes Familienglied von dem anderen profitiert und lernt. Die Tendenz zu einer starken Bindung an das Kind ist nicht nur der Mutter vorbehalten. Auch der Vater besitzt eine Prädisposition dazu, sich um sein Kind zu kümmern.¹⁷³

Billar kommt zu dem Schluss: „Säuglinge, die zwei positiv engagierte Elternteile haben, neigen dazu, neugieriger und eifriger im Erforschen zu sein als solche, die keine enge Beziehung mit ihren Vätern haben. Sie gehen im Allgemeinen reifer mit Fremden um und reagieren kompetenter auf komplexe und neuartige Anregungen. Säuglinge mit einer guten Vaterbeziehung sind sicherer und vertrauensvoller in der Ausdehnung ihrer Erkundungen, und sie können etwas weiter im Krabbeln, Klettern und Handhaben von Gegenständen sein. Engagierte Väter setzen typischerweise mehr aktives Spielen in Gang und sind toleranter als Mütter gegenüber den körperlichen Erkundungen der Säuglinge.“¹⁷⁴

Kyle D. Pruett hat in seinem Buch ‚Vaternot‘ die Gründe zusammengetragen, warum ein Kind die Fürsorge seines Vaters ebenso dringend braucht, wie die seiner Mutter.¹⁷⁵ „Forschungsarbeiten aus dem Blickwinkel des Kindes zeigen, dass Kinder ein tiefes Verlangen nach Vätern haben. Säuglinge in den ersten Monaten ihres Lebens können den Unterschied wahrnehmen zwischen der Art, wie sich die Mutter und wie sich der Vater um sie kümmert. Außerdem blühen Kinder durch alle Entwicklungsphasen ihres Lebens hindurch auf, wenn sie diese verschiedenen Arten erleben. Entwicklungsforschung zeigt klar, dass Kinder mit einem Trieb geboren werden, ihre Väter zu finden und sich mit ihnen zu verbinden, und Väter haben die innere Kapazität, den Instinkt, darauf einzugehen. Kinder und Väter hungern nacheinander früh, oft und für eine lange Zeit.“¹⁷⁶ Die fehlende Beziehung zwischen Vater und Kinder schadet also sowohl dem Kind, als auch dem Vater!

Das macht Pruett immer wieder deutlich, etwa wenn er schreibt: „Das Bedürfnis nach dem Vater durch das Leben hindurch wurzelt in

¹⁷³ Ebd. S. 1–2.

¹⁷⁴ Ebd. S. 15.

¹⁷⁵ Kyle D. Pruett. *Fatherneed: Why Father Care is as Essential as Mother Care for Your Child*. New York: Broadway Books, 2000.

¹⁷⁶ Ebd. S. 2.

der Vorstellung – und das ist immer eine Überraschung, wenn es erstmals entdeckt wird –, dass Eltern von ihren Kindern fast genauso stark verändert werden, wie Kinder von ihren Eltern. Die Erfordernisse der Elternschaft sind so anspruchsvoll, dass niemand von uns in jedem Erfordernis, auf jeder Entwicklungsstufe, zu jeder Zeit gut ist. Der Tanz zwischen Erwachsenem und der Entwicklung des Kindes erfordert, dass die Führung häufig wechselt, ohne aus dem Rhythmus zu kommen oder die Bewegung nach vorne im persönlichen Wachstum zu verlieren. Dieses Kapitel zielt darauf ab zu zeigen, wie das Bedürfnis nach dem Vater im Kind und das Bedürfnis nach dem Kind in Männern durch die wechselnden Landschaften des Lebenslaufes hindurch ausgedrückt werden.¹⁷⁷

Statistikbeispiel:
Die Folgen der Vaterlosigkeit.

Im Nachrichtenmagazin ‚Focus‘ schrieb Ulrike Plewina: „Als Opfer des Scheidungsbooms wachsen immer mehr Kinder in einer fast männerlosen Gesellschaft auf, zumindest ohne feste männliche Bezugspersonen. Die Stiefväter können ihnen die leiblichen Väter kaum ersetzen. Elfriede Mittag, Vorsitzende des Arbeitskreises der Leiterinnen kommunaler schulpsychologischer Dienste beim Städtetag NRW, sieht zudem in der ‚rein weiblichen Lebenswelt von Kindergarten und Grundschule ein echtes Manko‘ – insbesondere für Jungen. 66% der psychologischen Beratung an Kölner Schulen komme Jungen zuteil.“¹⁷⁸

Der Düsseldorfer Professor für psychosomatische Medizin und Psychotherapie, Matthias Franz, hat eindrucksvoll belegt, welche negativen Folgen die zunehmende Vaterlosigkeit für unsere Kinder hat, verursacht durch abwesende Väter, durch Verlust des Vaters durch

¹⁷⁷ Ebd. S. 11.

¹⁷⁸ Ulrike Plewina. „Das Trauma der Trennung: Wenn Mama und Papa auseinandergehen, leiden die Kinder oft ein Leben lang“. Focus 49/2001: 52–65, hier S. 58.

Scheidung und durch von vorneherein alleinerziehende Mütter.¹⁷⁹ Er schreibt: „Während an der Bedeutung der liebevoll präsenten Mutter für die Entwicklung eines Kleinkindes heute kein vernünftiger Zweifel mehr möglich ist, scheint die Wichtigkeit des Vaters aber noch immer nicht im selben Maße erkannt zu sein. Dabei ist bei vaterlos aufwachsenden Scheidungskindern das Risiko für Armut, psychische Störungen, Schulabbruch, spätere Arbeitslosigkeit, Delinquenz und Frühschwangerschaften erhöht. Als Erwachsene haben sie ein erhöhtes Risiko beispielsweise an psychischen Störungen oder psychosomatischen Erkrankungen zu leiden. Insbesondere bei depressiv erkrankten Personen, Angsterkrankungen oder bei aggressiv-impulsnah agierenden männlichen Jugendlichen und Erwachsenen wurde von verschiedenen Untersuchern ein in den kindlichen Entwicklungsjahren abwesender Vater beschrieben.“¹⁸⁰

Der Psychoanalytiker Horst Petri hat in seinem Buch ‚Das Drama der Vaterentbehrung‘ eindrucksvoll belegt, welche Folgen das Aufwachsen ohne Vater hat.¹⁸¹ Er kann dabei auf eine Vielzahl von wissenschaftlichen Untersuchungen aller Fachrichtungen verweisen. „Der Einfluss der Vaterentbehrung auf die intellektuellen Fähigkeiten lässt sich an Leistungstests, Schulnoten, Berufsabschlüssen und am beruflichen Erfolg überprüfen. In der Forschung besteht weitgehende Übereinstimmung in der Auffassung über die diesbezüglich negative Wirkung der Vaterdeprivation. Davon sind Jungen und Mädchen in gleicher Weise betroffen. Scheidung und Trennung der Eltern wirken sich ungünstiger aus als der Tod des Vaters. Diese Gesamteinschätzung beruht auf dem Vergleich mit Kindern aus vollständigen Familien.“¹⁸²

¹⁷⁹ Matthias Franz. „Wenn der Vater fehlt – Spätfolgen einer vaterlosen Gesellschaft“. S. 167–182 in: Eberhard Beckers u. a. Die Programmierung des kindlichen und jugendlichen Gehirns. Gießen: Verlag des Professorenforums, 2002; vgl. Matthias Franz u. a. „Wenn der Vater fehlt: Epidemiologische Befunde zur Bedeutung früher Abwesenheit des Vaters für die psychische Gesundheit im späteren Leben“. Zeitschrift für psychosomatische Medizin 45 (1999): 260–278.

¹⁸⁰ Matthias Franz. „Wenn der Vater fehlt – Spätfolgen einer vaterlosen Gesellschaft“. a. a. O. S. 180.

¹⁸¹ Horst Petri. Das Drama der Vaterentbehrung: Chaos der Gefühle – Kräfte der Heilung. Freiburg: Herder, 2000².

¹⁸² Ebd. S. 159.

Die Vaterforschung, in den USA schon lange beheimatet,¹⁸³ wird auch bei uns zum anerkannten Forschungszweig.¹⁸⁴ Die Folgen der heute meist durch Scheidung bedingten Erziehung nur durch einen Elternteil lässt sich inzwischen auch umfassend medizinisch-biologisch nachweisen. Zitieren wir noch einmal die Zusammenfassung von Studien im Nachrichtenmagazin ‚Focus‘: „Die überragende Bedeutung dieser Basis für die Gesundheit eines Menschen, da ist der Göttinger Hirnforscher Gerald Hüther sicher, lässt sich auch biologisch nachweisen. Stress und Angst, hervorgerufen durch Elternstreit oder das Fehlen einer der beiden Bezugspersonen, behindere, so Hüther, die ‚Entwicklung des Gehirns‘. Schaden nehme insbesondere der frontale Kortex, also jener Teil der Hirnrinde, der als ‚Bereich des höheren Denkens‘ gelte und der sich bis zum sechsten Lebensjahr und dann wieder in der Pubertät ausformt. Scheidungskinder, denen auf Dauer ein Elternteil fehle, so Hüther, seien besonders anfällig, in eine extreme ‚Selbstbezogenheit‘ zu verfallen. Des Forschers ernüchternde Prognose: ‚Viele werden zu Angebern, Klassenkaspern oder suchen krampfhaft Anschluss an andere.‘ Dringend empfiehlt Hüther, der dem Kind fehlende Ex-Partner dürfe auf keinen Fall schlecht gemacht, der Kontakt zu ihm nicht behindert werden.“¹⁸⁵ Dass Söhne ohne Vater im Schnitt wesentlich schlechter in der Schule sind,¹⁸⁶ verwundert da nicht mehr.

Die Folgen für Kinder, die nur mit einem Elternteil aufwachsen, sind so gravierend und schlagen sich in der Statistik so deutlich nieder, dass man eigentlich längst wieder den Gesetzgeber auf den Plan rufen müsste. Anneke Napp-Peters hat dies in mehreren Büchern bereits in

¹⁸³ Vgl. zum Stand das Standardwerk Michael E. Lamb (Hg.). *The Role of the Father in Child Development*. New York: John Wiley & Sons, 1997³, dessen vierte Auflage bereits angekündigt ist; außerdem Henry B. Biller. *Fathers and Families. Paternal Factors in Child Development*. Westport (CT)/London, 1993; Marybeth Shinn. „Father Absence and Children’s Cognitive Development“. *Psychological Bulletin* 85 (1978): 295–324.

¹⁸⁴ Zum Stand dieser Fachrichtung vgl. vor allem Wassilios E. Fthenakis, Beate Minsel. *Die Rolle des Vaters in der Familie*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 213. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2002 Ursula Lehr. „Die Rolle von Vater und Mutter in der frühen Sozialisation des Kindes“. *Therapiewoche* 30 (1980): 649–665; Michiaki und Hildegard Horie. *Auf der Suche nach dem verlorenen Vater*. Wuppertal: R. Brockhaus, 1989².

¹⁸⁵ Ulrike Plewina. „Das Trauma der Trennung: Wenn Mama und Papa auseinandergehen, leiden die Kinder oft ein Leben lang“. *Focus* 49/2001: 52–65, hier S. 54–55.

¹⁸⁶ Vgl. Michael E. Lamb (Hg.). „*The Role of the Father in Child Development*“. New York: John Wiley & Sons, 1976¹. S. 20 (vom Herausgeber).

den 80er Jahren auch für Deutschland gründlich belegt. „Bei 5% der Familien ist die geistige oder körperliche Störung des Kindes so gravierend, dass sie als Behinderung anerkannt worden ist. Ein Vergleich mit der Gesamtbevölkerung ergibt, dass der Anteil von 5% Ein-Eltern-Familien mit behinderten Kindern den Bundesdurchschnitt aller Familien mit behinderten Kindern (von rund 0,5%) um ein Zehnfaches übersteigt.“¹⁸⁷

Anneke Napp-Peters schreibt über verschiedene vorliegende Studien: „Von Kindertherapeuten und Psychologen sind Verhaltens- und Persönlichkeitsstörungen bei Kindern und Jugendlichen als Auswirkungen der Vater- oder Mutterabwesenheit diagnostiziert worden (Haffter 1948; Rowntree 1955; Tuckman und Regan 1966; Herzog und Sudia 1973; Biller 1974,1981; Shinn 1978; Lehr 1980; Thomas 1980). Forschungsergebnisse belegen, dass sich die Vaterabwesenheit aufgrund einer Scheidung negativer auswirkt als die infolge eines Todes und dass die Auswirkungen um so schwerwiegender sind, je jünger das Kind bei der Trennung der Eltern ist und je weniger es in der Nachscheidungsphase Kontakt zu seinem nichtsorgeberechtigten Vater hatte.“¹⁸⁸

Themenbereich Scheidung

Es sei vorweg noch einmal wiederholt: Es geht hier nicht um Verurteilung oder Schlechtmachen von bestimmten Zielgruppen. Familienkonstellationen können vielerlei Ursachen haben und man kann sie ebenso absichtlich suchen, wie unverschuldet in sie hineingera-ten. Deswegen sollen hier etwa Langzeitverheiratete nicht glorifiziert und Alleinerziehende oder Stiefeltern verteufelt werden. Aber es soll zunächst einmal eine nüchterne Bestandsaufnahme erfolgen, die dann helfen kann, typische und zu erwartende Probleme auszumachen. Denn nur wer ein Problem kennt und sich ihm stellt, kann es auch

¹⁸⁷ Anneke Napp-Peters. Ein-Elternteil-Familie: Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis? Juventa: Weinheim & München, 1987² (1985¹). S. 83.

¹⁸⁸ Anneke Napp-Peters. Scheidungsfamilien: Interaktionsmuster und kindliche Entwicklung: Aus Tagebüchern und Interviews mit Vätern und Müttern nach Scheidung. Arbeitshilfen 37. Eigenverlag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge: Frankfurt, 1988. S. 13.

lösen. Dabei geht es nur um das statistische Mittel, niemals um den Einzelfall, der ganz anders beschaffen sein kann. Doch wir leben in einer Welt, in der sich unser Erfahrungsschatz ebenso wie viele wissenschaftliche Erkenntnisse auf statistische Untersuchungen berufen und warum sollte das gerade im Bereich der Familie nicht möglich sein?

Statistikbeispiel:
Das Scheidungsrisiko vererbt sich.

Die deutsche Scheidungsforscherin Helge-Ulrike Hyams schreibt in ihrem Klassiker ‚Kinder wollen keine Scheidung‘: „Es ist inzwischen statistisch zweifelsfrei belegt, dass Kinder aus geschiedenen Ehen selbst später eher zur Scheidung neigen als Kinder aus vollständigen Ehen. Möglicherweise wurde bei diesen Erwachsenen, als sie damals selbst Scheidungskinder waren, so radikal über ihr eigenes kindliches Begehren hinweggegangen, dass sie jetzt im nachhinein glauben, ihr eigenes Glück ebenso entschieden nachholen, beziehungsweise einlösen zu müssen wie die eigenen Eltern. Genau wie diese es ihnen damals vorlebten und ganz nach dem überzeugenden elterlichen Motto: Wenn nicht jetzt, wann dann?“¹⁸⁹ Alle bekannten Studien zum Thema – so Paul R. Amato – weisen darauf hin, was man aus der Alltagserfahrung bereits ahnt: Haben beide Ehepartner geschiedene Eltern, ist die statistische Scheidungswahrscheinlichkeit der Ehepartner wesentlich höher als bei Ehepartnern aus intakten Familien.¹⁹⁰

Vera Nowak und Veronika Gössweiner haben die Vererbung des Scheidungsrisikos speziell für Österreich nachgewiesen.¹⁹¹

Christian Babka von Gostomski, Josef Hartmann und Johannes Kopp haben 1998 die These, dass Kinder Geschiedener ein wesentlich höheres Scheidungsrisiko ausweisen, in der ‚Zeitschrift für Soziologie

¹⁸⁹ Helge-Ulrike Hyams. *Kinder wollen keine Scheidung*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2002. S. 48.

¹⁹⁰ Paul R. Amato. „Explaining the Intergenerational Transmission of Divorce“. *Journal of Marriage and the Family* 58 (1996): 628–640, bes. S. 634 und die dortige Tabelle, sowie die Literaturübersicht am Ende.

¹⁹¹ Vera Nowak, Veronika Gössweiner. „Scheidungsfolgen“. S. 221–250 in: Sabine Walper, Beate Schwarz (Hg.). *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung aus Trennungs- und Stieffamilien*. Weinheim: Juventa, 2002².

der Erziehung und Sozialisation‘ gründlich überprüft.¹⁹² Sie schreiben: „Zuerst ist auf Kontextmerkmale in der Herkunftsfamilie zu verweisen. Vor allem der Stabilität der elterlichen Ehe kommt dabei eine große Bedeutung zu. Viele Studien belegen, dass das Scheidungsrisiko einer Ehe dann ansteigt, wenn bereits eine Scheidung in der Elterngeneration vorkam. ... Die Gründe für diese sogenannte Scheidungstransmission sind dabei jedoch noch umstritten. So wird einerseits argumentiert, dass hier im Sinne des Modellernens eine Lösungsmöglichkeit bei ehelichen Konflikten kennengelernt wurde. Andererseits hat eine Ehescheidung immer noch große finanzielle Konsequenzen für die betroffenen Ehepartner und vor allem die Ehefrau. Da die ökonomische Situation in der Herkunftsfamilie aber auch die familiäre Karriere der Kinder beeinflusst, beispielsweise indem die durch die Scheidung der Eltern verursachte relative ökonomische Deprivation zumindest teilweise eine frühe Eheschließung der Kinder und damit eine nicht optimale Partnersuche bedingt, lässt sich auch durch diese Argumentation ein höheres Scheidungsrisiko begründen.“¹⁹³

Andreas Diekmann und Henriette Engelhardt gehen in ihrer Untersuchung in der ‚Zeitschrift für Soziologie‘ 1995 davon aus, dass „Die soziale Vererbung des Scheidungsrisikos“ eine in den USA und anderen Ländern gut belegte Tatsache darstellt, wollen aber „Eine empirische Untersuchung der Transmissionshypothese mit dem deutschen Familiensurvey“ vorlegen, also fragen, ob sich diese These auch für Deutschland zeigen lässt.¹⁹⁴ Dazu untersuchen sie die ca. 10.000 Datensätze des im Auftrag des Bundesfamilienministeriums erhobenen Deutschen Familien Survey. Sie kommen zu dem Ergebnis: „Die soziale ‚Vererbung‘ des Ehescheidungsrisikos ist ein Faktor zur Erklärung der Dynamik der Aufwärtsentwicklung des Scheidungsrisikos in den vergangenen Jahrzehnten. Die Existenz eines derartigen Effekts konnte bisher in mehreren Studien mit US-amerikanischen Daten nachgewiesen werden. In dieser Untersuchung prüfen wir erstmals die Transmis-

¹⁹² Christian Babka von Gostomski, Josef Hartmann, Johannes Kopp. „Soziokulturelle Bestimmungsgründe der Ehescheidung: Eine empirische Überprüfung einiger Hypothesen der Familienforschung“. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 18 (1998): 117–133.

¹⁹³ Ebd. S. 118.

¹⁹⁴ Andreas Diekmann, Henriette Engelhardt. „Die soziale Vererbung des Scheidungsrisikos: Eine empirische Untersuchung der Transmissionshypothese mit dem deutschen Familiensurvey“. Zeitschrift für Soziologie 24 (1995): 215–228.

sionshypothese auf der Grundlage der Daten des deutschen Familiensurveys. Sowohl bei den jüngeren als auch bei den älteren Eheschlusskohorten ist ein prägnanter Effekt der sozialen Vererbung des Scheidungsrisikos erkennbar. Überraschenderweise zeigt sich aber eine starke Differenz im Ausmaß des Transmissioneffekts zwischen Frauen und Männern. Söhne geschiedener Eltern haben in ihrer eigenen Ehe noch ein weitaus höheres Scheidungsrisiko als Töchter aus ‚Scheidungsfamilien‘. Ferner ist nicht die Unvollständigkeit der Herkunftsfamilie an sich entscheidend für die Erhöhung des Ehescheidungsrisikos der nachfolgenden Generation, sondern der Grund der Familienauflösung durch Ehescheidung versus Verwitwung. Damit ist der Transmissionseffekt durch die Absenkung des Lebensstandards in unvollständigen Familien allein nicht zu erklären.¹⁹⁵ Während der Verlust des Partners durch Tod also nicht zum Trennungsrisiko führt, gilt dies sehr wohl für Verlust des Partners durch Scheidung.

Auch viele Details der Ergebnisse sind interessant und aufschlussreich: „Stammt mindestens ein Ehepartner aus einer Scheidungsfamilie, so lässt sich im Vergleich zu den anderen Kategorien der Herkunftsfamilie ein wesentlich höheres Risiko prognostizieren, dass die Ehe vor dem Scheidungsrichter beendet wird. Bezogen auf eine Ehedauer von 20 Jahren ist das Risiko der ‚Scheidungswaisen‘ ungefähr doppelt so hoch wie bei Ehepartnern aus vollständigen Familien. Der prägnante Unterschied kann wohl als klarer Beleg dafür gewertet werden, dass auch deutsche Ehen von der sozialen Vererbung des Scheidungsrisikos betroffen sind.“¹⁹⁶ „Männliche Scheidungswaisen haben in ihrer eigenen Ehe ein weitaus höheres Scheidungsrisiko als Frauen, deren Elternehe vor dem Scheidungsrichter beendet wurde. ... Der Transmissionseffekt ist bei Frauen äußerst schwach ausgeprägt, während bei den Männern im Vergleich zu sämtlichen anderen Kategorien der Herkunftsfamilie dramatische Risikodifferenzen erkennbar sind. ... Sind die Eltern des Ehemannes durch Scheidung getrennt worden, ist das Scheidungsrisiko nahezu doppelt so hoch, als wenn die Ehefrau

¹⁹⁵ Ebd. S. 215.

¹⁹⁶ Ebd. S. 220.

Vererbung der Scheidungsneigung (USA 1988)

	Alle Ehen	Erste Ehe für beide	Zweite Ehe für einen oder beide
Beide Elternpaare nicht geschieden	13%	11%	23%
Eltern des Ehemannes geschieden	19%	14%	32%
Eltern der Ehefrau geschieden	19%	16%	28%
Beide Elternpaare geschieden	37%	28%	60%

Ergebnis: Scheidungshäufigkeit nach Scheidungsstatus der Eltern und des Ehepartners. Prozentsatz der Ehen, die in Scheidung oder dauerhafter Trennung enden, geordnet nach dem Scheidungsstatus der Eltern der Ehepartner und der Ehepartner selbst.

Datenquelle: Interviews mit 2.033 Amerikanern 1980, 1983, 1988 und Scheidungsstatistik der USA.

Literatur: Paul R. Amato, „Explaining the Intergenerational Transmission of Divorce“. *Journal of Marriage and the Family* 58 (1996): 628-640, bes. S. 634.

aus einer Scheidungsfamilie stammt. Im Vergleich zu ‚vollständigen‘ Herkunftsfamilien ist das Scheidungsrisiko männlicher Scheidungswaisen sogar dreimal so hoch.¹⁹⁷

Folgenreich sind auch die finanziellen Folgen: „Die größere Neigung zu Probeehen und weniger Wohneigentum in der Ehe sind zudem Indizien dafür, dass Eheleute aus Scheidungsfamilien in verringertem Ausmaß in die eigene Ehe investieren. Ob beim Wohneigentum im Sinne der ökonomischen Deprivationshypothese auch Einkommenseffekte eine Rolle spielen, oder ob die verminderte Investitionsbereitschaft sozialisationsbedingt ist, muss hier offen bleiben. Denkbar wäre, dass die Vermittlung skeptischer Haltungen gegenüber Ehe und Familie sei-

¹⁹⁷ Ebd. S. 221.

tens der geschiedenen Eltern sowie die ungünstigere ökonomische Lage von Familien mit alleinerziehenden Müttern sowohl die Bereitschaft als auch die Fähigkeit zu Investitionen in die eigene Ehe reduziert. Die empirischen Befunde unserer Studie zusammengenommen, schneidet freilich keine der drei eingangs erwähnten Hypothesen besonders gut ab. Der Grund ist, dass weder die Stress-, noch die Sozialisations-, noch die Deprivationshypothese die Geschlechtsdifferenz bei der sozialen Vererbung des Scheidungsrisikos erklären kann.¹⁹⁸ Siehe dazu auch die Grafik 22.

Statistikbeispiel:
Die Ehequalität und das Wohlbefinden
steigen mit der Ablehnung der Scheidung.

Paul R. Amato hat Interviews mit 2.033 repräsentativen Amerikanern in den Jahren 1980, 1983 und 1988 geführt.¹⁹⁹ Sein eindeutiges Ergebnis: Die Ehequalität hängt stark mit der Einstellung zur Scheidungsmöglichkeit zusammen. Je sicherer ein Ehepartner ist, dass Scheidung keine Option darstellt, desto höher ist sein Wohlbefinden.²⁰⁰

Statistikbeispiel:
Die Folgen einer Scheidung für
die Kinder als Erwachsene – zwei große Studien.

In den USA gibt es zwei sehr umfangreiche sich über Jahrzehnte erstreckende Untersuchungsserien, die seit einem Vierteljahrhundert Tausende von Familien, intakte wie geschiedene, begleiten und damit erstmals auch die Folgen der Scheidung für Erwachsenen und Kinder statistisch verfolgen konnten. Die eine ist mit dem Namen der Psychologieprofessorin E. Mavis Hetherington verbunden, die andere mit dem der Soziologieprofessorin Kollegin Judith Wallerstein. Beide Untersuchungsreihen haben im letzten Vierteljahrhundert weit über Hundert

¹⁹⁸ Ebd. S. 226.

¹⁹⁹ Paul R. Amato, Atacy J. Rogers, „Do Attitudes Toward Divorce Affect Marital Quality?“. *Journal of Family Issues* 20 (1999): 69–86.

²⁰⁰ Bes. S. 78.

wissenschaftliche Veröffentlichungen hervorgebracht, doch inzwischen liegen zusammenfassende Darstellungen vor, die etwa einen Überblick über das Lebensschicksal von Menschen geben, die vor über 25 Jahren noch bei ihren noch nicht geschiedenen Eltern lebten und inzwischen selbst Kinder haben. Wir können hier mit zwei längeren Zitaten nur einen ersten Einblick geben.

Hetherington und ihre Mitarbeiter schreiben: „In den 70er-Jahren hatte es eine heftig geführte Debatte darüber gegeben, wie die Zukunft von Scheidungskindern wie David und Leah aussehen würde. Konservative Kritiker des sprunghaften Anstiegs von Scheidungen prophezeiten, dass unsere Gesellschaft im Chaos versinken werde, wenn erst einmal die Generation der Kinder aus geschiedenen Familien erwachsen geworden wäre. Der Kollaps der Zwei-Eltern-Familie, des traditionellen Motors jeglicher Sozialisation, führe zu einer Generation, wie man sie sich in dem Film *Clockwork Orange* betrachten könne: instabile und undisziplinierte, rücksichtslose junge Erwachsene, die die Gefängnisse, Drogenentzugskliniken und Scheidungsgerichte überfluten würden. ‚Unsinn‘, antworteten die Fürsprecher von Scheidung und Trennung und Befürworter einer ‚sexuellen Revolution‘. Endlich gehe es der spießigen Kleinfamilie an den Kragen, und ihre Auflösung werde eine neue Generation von gleichberechtigten, toleranten und glücklichen Männern und Frauen hervorbringen. Während ich für beide Ansichten, wenn auch nicht in so extremen Ausmaß, Belege fand, lassen sich meine Daten weniger spektakulär dahingehend zusammenfassen, dass sich schließlich 80% der Kinder aus geschiedenen Familien auf ihr neues Leben einstellten und mehr oder weniger ausgeglichene Individuen wurden. Eine Untergruppe von Mädchen erwarb durch die Herausforderungen der Scheidung sogar eine außerordentliche Lebenskompetenz, sie durchliefen eine normale Entwicklung und wurden zu wahrhaft überragenden jungen Erwachsenen. Die 20%, die weiter an den Wunden der Scheidung tragen, zeigen allerdings ein impulsives, verantwortungsloses und dissoziales Verhalten oder leiden unter Depressionen. Am Ende der Studie hatten solcherart belastete Jugendliche Probleme in ihrem Beruf, im Liebesleben und überhaupt damit, in ihrem Leben Halt zu finden. Bei ihnen waren die Rate der Schulabbrecher und die Scheidungsrate am höchsten und auch wirtschaftlich schnitten sie am schlechtesten ab. Außer-

dem bedeutete die Belastung bei Mädchen häufig, dass sie früh von zu Hause weggingen und mindestens eine nicht eheliche Schwangerschaft und Geburt oder Abtreibung durchmachten. Aber auch die Herkunft aus einer nicht geschiedenen Familie bedeutete keinen sicheren Schutz davor, als junger Erwachsener in problematische Lebensumstände zu geraten. 10% der Jugendlichen aus nicht geschiedenen Familien – im Vergleich zu 20% aus geschiedenen und wieder verheirateten Familien – waren echte Problemfälle. Die meisten dieser jungen Männer und Frauen kamen aus Familien, in denen es oft Konflikte und kaum eine autoritative Erziehung gab.²⁰¹

Das Ergebnis der beiden Autorinnen ist der bekannt gewordene Satz: „Für Erwachsene bedeutet die Scheidung das Ende einer Welt; für kleine Kinder, deren Lebensmittelpunkt die Familie ist, bedeutet sie das Ende der Welt.“²⁰²

Judith S. Wallerstein und ihre Mitarbeiter schreiben in ihrer Studie ‚Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last: Eine Langzeitstudie über 25 Jahre‘, wobei wir es bei einigen ‚Highlights‘ bewenden lassen müssen: „Unserer gegenwärtigen Einstellung gegenüber der Scheidung liegen zwei irrige Überzeugungen zugrunde. Die erste besagt, dass, wenn die Eltern glücklicher sind, auch die Kinder glücklicher sein werden. Auch wenn die Scheidung der Eltern den Kindern zu schaffen macht – die Krise wird vorübergehen, weil Kinder ja flexibel und wendig sind und sich rasch erholen. Die Kinder werden nicht losgelöst von ihren Eltern betrachtet; ihre Bedürfnisse und selbst ihre Gedanken werden unter der Agenda der Erwachsenen subsumiert. Dieser Mythos (‚Das wird sich schon wieder geben.‘) beruht auf dem anhaltenden Faktum, dass die meisten Erwachsenen sich einfach nicht vorstellen können, wie Kinder die Welt sehen und wie Kinder denken. Unglücklicherweise glauben sie aber, sie könnten es. In der Tat wären viele Erwachsene, die sich in einer sehr unglücklichen Ehe gefangen sehen, überrascht zu erfahren, dass ihre Kinder vergleichsweise zufrieden sind: Den Kindern ist es egal, ob Mama und Papa in getrennten Bet-

²⁰¹ E. Mavis Hetherington, John Kelly. *Scheidung: Die Perspektiven der Kinder*. Weinheim: Beltz, 2003. S. 304–305; vgl. auch E. Mavis Hetherington, Josephine D. Arasteh (Hg.). *Impact of Divorce, Single Parenting, and Stepparenting on Children*. Hillsdale (NJ): Hove and London, 1988.

²⁰² E. Mavis Hetherington, John Kelly. *Scheidung*. a. a. O. S. 154 (Hervorhebung hinzugefügt).

ten schlafen, solange die Familie beisammen ist. Glücklicherweise ist dieser Mythos in den letzten Jahren unter scharfen Beschuss geraten, nachdem Eltern, Lehrer und Forscher wie ich in ihren Berichten zu dem Schluss gekommen sind, dass die Kinder leiden. Die Euphorie der frühen 70er Jahre wich rasch einer ansteigenden Flut der Besorgnis angesichts der Verarmung geschiedener Frauen und ihrer Kinder, angesichts der Verzweiflung vieler Eltern, die nicht der Ansicht des Partners waren, dass ihre Ehe gestrandet sei, und angesichts der Tatsache, dass die Kinder sich eben doch nicht so rasch wieder fingen. Kinder in Nachscheidungsfamilien sehen generell nicht glücklicher, gesünder oder besser angepasst aus, selbst wenn ein Elternteil oder beide Eltern glücklicher sind. Bundesweit durchgeführte Untersuchungen belegen, dass Kinder aus geschiedenen und wiederverheirateten Familien sich ihren Eltern und Lehrern gegenüber aggressiver verhalten. Sie selbst leiden vermehrt unter Depressionen, haben vergleichsweise mehr Lernschwierigkeiten und treffen im Umgang mit ihren Altersgenossen auf mehr Schwierigkeiten als Kinder aus intakten Familien. Kinder aus geschiedenen oder wiederverheirateten Familien werden doppelt oder dreimal so oft zur psychologischen Beratung in der Schule überwiesen als ihre Peers aus intakten Familien. Diese Bevölkerungsgruppe ist in Krankenhäusern und psychiatrischen Einrichtungen zahlenmäßig stärker vertreten, sie wird früher sexuell aktiv, produziert mehr außereheliche Kinder und zeichnet sich durch eine niedrigere Heirats- und eine höhere Scheidungsrate aus. Zahlreiche Studien zeigen, dass erwachsene Scheidungskinder mehr psychische Probleme haben als erwachsene Kinder aus intakten Ehen.²⁰³ Der Mythos, dass die Kinder sich nach der Scheidung schon irgendwie fangen, sollte also aufgegeben werden.

Als zweiten Mythos machen die Autoren aus, dass die Scheidungsfolgen bei den Kindern nur vorübergehender Natur sind, sich also vor allem auf die Zeit direkt nach der Scheidung beziehen. Statt dessen weisen sie detailliert nach, dass die negativen Folgen der Scheidung mit der Zeit zunehmen und sich am stärksten bemerkbar machen, wenn das Scheidungskind älter wird und ins Erwachsenenleben ein-

²⁰³ Judith S. Wallerstein, Julia M. Lewis, Sandra Blakeslee. Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last: Eine Langzeitstudie über 25 Jahre. Münster: Votum, 2002. S. 26–27.

tritt.²⁰⁴ „Im Gegensatz zu dem, was wir lange Zeit glaubten, macht sich das eigentliche Gewicht der elterlichen Scheidung für die Kinder nicht in den Jahren der Kindheit oder des Heranwachsens bemerkbar. Vielmehr kulminieren die Dinge im Erwachsenenleben, dann, wenn ernsthafte Liebesbeziehungen ins Zentrum der Interessen rücken. In dem Augenblick, in dem es darum geht, einen Lebenspartner zu wählen und eine eigene Familie zu gründen, erfährt die Erfahrung der elterlichen Scheidung ein Crescendo. Ein zentrales Ergebnis meiner Studien lautet, dass Kinder sich nicht nur mit Mutter und Vater als zwei separaten Individuen identifizieren, sondern auch mit der Beziehung ihrer Eltern zueinander. Sie nehmen das Musterbild dieser Beziehung mit in ihr Erwachsenenleben und verwenden es als Vorlage für ihre eigene Familie. Das Fehlen einer guten Vorlage wirkt sich negativ auf ihre Suche nach Liebe, Intimität und persönlicher Bindung aus. Angst veranlasst viele Scheidungskinder, den falschen Partner zu wählen, zu rasch aufzugeben, wenn Probleme auftauchen, oder sich überhaupt nicht auf eine Partnerbeziehung einzulassen.“²⁰⁵ Auch der Mythos, dass sich Scheidungsfolgen mit der Zeit geben, wurde also von der Forschung widerlegt.

Am Ende hält Wallerstein Rückblick: „Dreißig Jahre meines Lebens, die ich damit verbracht habe, bei uns und in anderen Ländern vor Fachleuten und Helfern aus den verschiedenen Disziplinen zu sprechen und parallel dazu mit Tausenden von Eltern und Kindern aus geschiedenen Familien zu arbeiten – diese dreißig Jahre haben mir gezeigt, dass wir uns inzwischen eine neue Gesellschaft geschaffen haben, wie es sie in der Geschichte der Menschheit nie zuvor gegeben hat. Still und unbemerkt haben wir uns eine Kultur der Scheidung geschaffen. Es ist schwer zu begreifen, was es bedeutet, wenn wir sagen, dass erste Ehen bei uns eine fünfundvierzigprozentige Chance haben zu zerbrechen, und dass diese Chance für die Zweitehen schon bei 60% liegt. Wie sehen die Konsequenzen für uns alle aus, wenn 25% der heute Achtzehn- bis Fünfundvierzigjährigen aus geschiedenen Familien stammen? Was bedeutet es für eine Gesellschaft, wenn ganz unverblümt darüber spekuliert wird, ob die Familie als Institution im Begriff ist

²⁰⁴ Ebd. S. 27–29 und das ganze Buch.

²⁰⁵ Ebd. S. 31–32.

zu verschwinden? Was können wir tun angesichts der Feststellung, dass verheiratete Paare mit Kindern in den 90er-Jahren nur 26% aller Haushalte stellten und dass die am weitesten verbreitete Lebensform heute der Haushalt unverheirateter Leute ohne Kinder ist? Diese Zahlen sind erschreckend. Aber es ist wie mit allen massiven gesellschaftlichen Veränderungen – sie treffen uns in einer Weise, die wir zunächst einmal begreifen müssen.“²⁰⁶ „Die ernüchternde Wahrheit ist, dass wir eine neue Gesellschaft erschaffen haben, die vielen Erwachsenen ein Mehr an Freiheiten und Möglichkeiten bietet, dass diese willkommene Veränderung aber auch ihren gewichtigen verborgenen Preis hat. Tatsächlich sind viele Menschen, Erwachsene und Kinder gleichermaßen, heute nicht besser dran als früher. Wir haben neue Familienformen geschaffen, in denen die Beziehungen fragil und oft unzuverlässig sind. Die Kinder erfahren heute weit weniger Zuwendung, Schutz und elterliche Aufmerksamkeit als noch vor einigen Jahrzehnten. Altgediente Ehen zerbrechen in einem noch immer erstaunlichen Umfang. Und viele Angehörige der älteren Generation, die unsere Scheidungsrevolution auf den Weg gebracht hat, sehen sich ihren erwachsenen Kindern entfremdet. Ist das der Preis, den wir für notwendige Veränderungen zahlen müssen? Können wir keine bessere Lösung finden?“²⁰⁷ Die Erwachsenen haben sich also Freiheiten geschaffen, die die Kinder ausbaden müssen, aber deren Stimme wird nach wie vor nicht gehört.

Statistikbeispiel: Scheidung und Kinder.

Eine Studie in den USA von 11.759 Kindern bis zum 33. Lebensjahr²⁰⁸ kam zu dem Ergebnis, dass Scheidungskinder eine dreimal so hohe Selbstmordrate aufweisen und viel häufiger Alkohol- und Drogenprobleme haben.²⁰⁹

²⁰⁶ Ebd. S. 301.

²⁰⁷ Ebd. S. 302.

²⁰⁸ David Poenoe, Barbara Dafoe Whiethead. „The Personal and Social Costs of Divorce“. S. 33–46 in: John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002, S. 38.

²⁰⁹ Ebd. S. 43.

Andrew J. Cherlin, Kathleen E. Kiernan und P. Lindsay Chase-Landsdale untersuchten 1995 die langfristigen Folgen einer Scheidung im jungen Erwachsenenalter für Großbritannien, und zwar an 10.353 Personen, die in der ersten Märzwoche 1958 geboren worden waren und ausführlich interviewt wurden.²¹⁰ „Wir untersuchten die langfristigen Auswirkungen der elterlichen Scheidung in der Kindheit auf die demographischen Ergebnisse im jungen Erwachsenenalter und nutzten dabei eine landesweite Langzeitstudie über Kinder in Großbritannien. Unsere Analyse berücksichtigt die Merkmale des Kindes und der Familie vor dem Zerbruch der Ehe, darunter emotionale Probleme, kognitive Errungenschaften und den sozioökonomischen Status. Die Ergebnisse zeigen, dass im Alter von 23 diejenigen, deren Eltern sich hatten scheiden lassen, mit größerer Wahrscheinlichkeit die Familie aufgrund von Streitigkeiten verlassen hatten, unverheiratet zusammenlebten oder ein nichteheliches Kind hatten, als die, deren Eltern sich nicht hatten scheiden lassen. Junge Erwachsene, deren Eltern sich hatten scheiden lassen, wiesen jedoch nicht eine größere oder geringere Wahrscheinlichkeit auf, zu heiraten oder ein eheliches Kind zu haben. Außerdem verließ auch in der Gruppe mit geschiedenen Eltern die große Mehrheit nicht die Familie aufgrund von Streitigkeiten und hatte kein uneheliches Kind. Sich häufende Beweise quer durch eine Reihe entwickelter Länder zeigen, dass Kinder, die die Scheidung der Eltern erleben, sich von solchen, bei denen das nicht der Fall ist, im Blick auf das Verlassen der Familie, der Bildung von Verbindungen und das Gebären von Kindern unterscheiden. Kinder aus Scheidungsfamilien, und besonders solche aus Stieffamilien, weisen gegenüber Kindern, die von beiden biologischen Elternteilen aufgezogen wurden, eine höhere Wahrscheinlichkeit auf, im jungen Alter die Familie zu verlassen und das aus negativen Gründen, wie Konflikt und Streitigkeiten, zu tun (s. Goldschneider und Goldschneider 1989, 1993 über die USA; Kiernan 1992 über Großbritannien; Mitchell, Wister und Burch 1989 über Kanada; Young 1987 über Australien). Junge Menschen, die die Scheidung der Eltern erlebten, leben mit größerer Wahrscheinlichkeit als ihre Altersgenossen eheähnlich zusammen (Ghilagaber 1993

²¹⁰ Andrew J. Cherlin, Kathleen E. Kiernan, P. Lindsay Chase-Landsdale. „Parental Divorce in Childhood and Demographic Outcomes in Young Adulthood“. *Demography* 32 (1995): 299–318.

über Schweden; Kiernan 1992 über Großbritannien; Liefbroer, Corijn und Gierveld, 1993 über die Niederlande; Thornton 1991; Furstenberg und Teitler 1994 über die Vereinigten Staaten). Die Studien von Goldschneider und Goldschneider (1989, 1993), Kiernan (1992) und Thornton (1991) zeigen auch, dass, wenn Eltern wiederheiraten, ihre Töchter mehr dazu neigen, im jüngeren Alter in die Ehe einzutreten. Junge Frauen aus durch Scheidung zerbrochenen Familien bringen mit größerer Wahrscheinlichkeit als Teenager Kinder zur Welt und empfangen und gebären uneheliche Kinder als solche ohne Zerbruch der Ehe (Kiernan 1992; McLanahan und Bumpass 1988).²¹¹ Allein aber die wesentlich höhere Zahl der Teenagerschwangerschaften bei Scheidungskindern hat für sich schon wieder viele weitere Konsequenzen, was Bildungschancen, Wohlbefinden oder Langzeitbeziehung zu einem Partner betrifft.

Jolene Oppawsky hat 1991 22 Kinder aus 16 deutschen Familien detailliert untersucht und interviewt, um die aus den USA bekannten Thesen zu Scheidungsfolgen für Kinder mit konkreten Beispielen in Deutschland zu vergleichen.²¹² Sie schreibt: „Die Kinder erlebten auf dramatische Weise das Leben und Verhalten ihrer Eltern und reagierten heftig auf die Scheidung. Einige Reaktionen und Erwiderungen, wie Angst, Weinen, Ärger, Trauer und Sehnsucht nach dem weggegangenen Elternteil und nach einer Familie allgemein, schienen normale Reaktionen und/oder sinnvolle körperliche und emotionale Anpassungen des Kindes auf die Krise zu sein. Einige zeigten altersspezifisch übertriebenes Verhalten, wie vermehrtes eigensinniges Verhalten, Masturbation und Aggression bei den jüngeren Kindern, sowie strategischer Rückzug und Veränderungen in den Kind-Eltern-Beziehungen bei den älteren Kindern. Andere Reaktionen und Erwiderungen wie Nachtängste, nervöse Zuckungen, Einnässen, Anzeichen und Symptome von Depression, Regression und Leistungsversagen wiesen auf psychopathologische Befunde hin. Die meisten negativen Auswirkungen der Scheidung entstanden aus Konflikten auf der Mikroebene

²¹¹ Ebd. S. 299.

²¹² Jolene Oppawsky. „The Effects of Parental Divorce on Children in West Germany: Emphasis: From the View of the Children“. S. 291–304 in: Graig A. Everett (Hg.). *The Consequences of Divorce: Economic and Custodial Impact on Children and Adults*. New York, London: Harworth Press, 1991. S. 305.

der individuellen und sozialen Existenz des Kindes, das heißt aus der Art und Qualität der innerfamiliären Beziehungen. Eingeschlossen waren Familienkonflikte, die aus der Regelung des Sorgerechts entstanden. Die Kinder waren nicht nur mit wachsendem, altersspezifischem Geschick, Artikulation und Präzision in der Lage, genau zu bestimmen, was es war, das sie betrübte und negativ beeinflusste. Sie konnten auch genau bestimmen, wer daran schuld war, und wertvolle Hinweise darauf geben, was ihre Anpassung behinderte.“²¹³

Verna M. Keith, Barbara Finlay haben 1988 die Folgen einer Scheidung für die Ausbildung der Kinder untersucht: „Das Argument, das hier angeführt wird, besagt, dass die Scheidung der Eltern die den Kindern zur Verfügung stehenden wirtschaftlichen und sozialen Ressourcen vermindert. Dies wiederum hat negative Konsequenzen auf den Ausbildungsgrad, den Zeitpunkt der Eheschließung, die Wahrscheinlichkeit zu heiraten und die Wahrscheinlichkeit einer Scheidung. Gestützt auf eine repräsentative Stichprobe weißer Befragter zeigt die Analyse, dass eine Scheidung der Eltern einhergeht mit niedrigerem Ausbildungsgrad und einem früheren Heiratsalter bei beiden Geschlechtern. Töchter geschiedener Eltern weisen eine höhere Wahrscheinlichkeit für eine Scheidung auf. Für Söhne geschiedener Eltern ist die Wahrscheinlichkeit geringer, überhaupt zu heiraten, die Wahrscheinlichkeit einer Scheidung ist nur dann höher, wenn sie aus niedrigeren sozialen Schichten stammen.“²¹⁴ „Unsere Ergebnisse zeigen, dass sowohl für Männer als auch für Frauen der relative Anstieg gegenüber dem Ausbildungsgrad der Mutter niedriger ist für die, die eine Scheidung der Eltern erlebt haben. Auf ähnliche Weise hat die Scheidung der Eltern eine negative Wirkung auf das Heiratsalter. Kinder von geschiedenen oder wiederverheirateten Müttern neigen dazu, früher zu heiraten als die, deren Eltern verheiratet blieben. Das gilt für Männer und Frauen und gilt auch dann, wenn Kontrollen in die Analyse eingeführt werden. Das Fehlen einer Wechselbeziehung zwischen Sex und dem Familienstand der Eltern zeigt an, dass die Wirkungen der elterlichen Trennung auf den Ausbildungsgrad und das Heirats-

²¹³ Ebd. S. 305.

²¹⁴ Verna M. Keith, Barbara Finlay. „The Impact of Parental Divorce on Children’s Educational Attainment, Marital Timing, and Likelihood of Divorce“. *Journal of Marriage and the Family* 50 (1988): 797–809, S. 807.

alter für Frauen nicht negativer als für Männer sind. Die Ergebnisse sind im Allgemeinen negativer für die Gruppe derer, die nur bei der Mutter leben, als für die Gruppe, deren Mütter wiederverheiratet sind. Obwohl die Zahl der Fälle klein ist, lassen doch die Unterschiede zwischen den zwei Gruppen mit geschiedenen Eltern eine Unterstützung der Ressourcen-Erklärung erkennen.“²¹⁵ Die Kinder zahlen also statistisch gesehen ihr ganzes Leben lang für die Scheidung ihrer Eltern.

Statistikbeispiel:
Die Folgen einer Scheidung
für die Kinder als Erwachsene.

Andrew J. Cherlin, P. Lindsay Chase-Landsdale und Christine McRae berichten im ‚American Sociological Review‘ von ihren Untersuchungen über die psychischen Langzeitfolgen einer Scheidung für die Kinder im Laufe ihres Erwachsenenlebens.²¹⁶ „Die langfristigen Auswirkungen elterlicher Scheidung auf die geistige Gesundheit des Einzelnen nach dem Übergang ins Erwachsenenalter werden untersucht, indem Daten einer britischen Gruppe von Personen genutzt werden, denen man von der Geburt bis zum Alter von 33 folgte. Es werden Wachstumskurven und Ursachenmodelle geschätzt. Die Ergebnisse legen nahe, dass ein Teil der negativen Auswirkungen der elterlichen Scheidung auf Erwachsene das Ergebnis von Faktoren ist, die schon da waren, bevor die Ehe der Eltern auseinander ging. Die Ergebnisse legen jedoch ebenso einen negativen Effekt der Scheidung und ihrer Folgen auf die geistige Gesundheit im Erwachsenenalter nahe. Außerdem hat die Scheidung der Eltern während der Kindheit und im Jugendalter eine fortdauernde negative Auswirkung, wenn die Person in ihren zwanziger und frühen dreißiger Jahren ist.“²¹⁷

²¹⁵ Ebd. S. 797.

²¹⁶ Andrew J. Cherlin, P. Lindsay Chase-Landsdale, Christine McRae. „Effects of Parental Divorce on Mental Health Throughout the Life Course“. *American Sociological Review* 63 (1998): 239–249.

²¹⁷ Ebd. S. 239.

John Guidubaldi schreibt 1983 im ‚School Psychology Review‘ über seine Studien: „Dieser Artikel bietet einen ersten Bericht über die landesweite Studie über den Einfluss von Scheidung auf Kinder. 341 Kinder aus Scheidungsfamilien und 358 aus vollständigen Familien wurden von 144 teilnehmenden Mitgliedern der NASP nach dem Zufallsprinzip aus ersten, dritten und fünften Klassen ausgewählt. Ein breites Spektrum von Daten wurde gesammelt, darunter Interviews mit Eltern und Kindern, WISC-R und WRAT-Wertungen, sowie zwei Bewertungsreihen der Leistungen der Kinder in der Klasse durch die Lehrer. Die Ergebnisse der ANOVA-Studie zeigt starke Unterschiede zugunsten intakter Familien, die auch bestehen bleiben, wenn man die IQ und SES-Messungen gegenrechnet. Innerhalb der Gruppe der geschiedenen Familien hatten Jungen und andere Kinder niedrigere Werte für soziale und akademische Anpassung. Eine Vielzahl von Variablen bezüglich der Umgebung in Familie und Schule wurden auch mit der Anpassung nach der Scheidung in Beziehung gesetzt.“²¹⁸

Statistikbeispiel:
Erwiesenermaßen ist eine Scheidung
für Kinder meist schlimmer als eine schlechte Ehe.

Für Kinder ist sehr oft die Trennung und Scheidung wesentlich schlimmer und folgenschwerer, als die vorangegangene schlechte Ehe, wie bereits aus den Ausführungen von Judith Wallerstein oben zu ersehen war. „Während man früher vertrat, dass Streit in der Ehe viel verheerendere Folgen für Kinder hat als eine Trennung oder Scheidung, weiß man heute, dass es umgekehrt ist.“²¹⁹

Die Scheidungsforscherin Helge-Ulrike Hyams stellt fest: „Das Kind will Vater und Mutter gemeinsam. Das Kind will keine komplizierten Zweit- und Drittehen-Arrangements. Die Scheidungseltern nehmen

²¹⁸ John Guidubaldi u. a. „The Impact of Parental Divorce on Children: Report on a Nationwide NASP Study“. *School Psychology Review* (National Association of School Psychologists) 12 (1983): 300–323, S. 300.

²¹⁹ David Poenoe, Barbara Dafoe Whiethead. „The Personal and Social Costs of Divorce“. S. 33–46 in: John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002. S. 35.

diese Wünsche ihrer Kinder nicht wahr. Und wenn sie es doch tun, nur um sie sogleich vehement zu verdrängen, um nicht in ihrem Entschluss verunsichert zu werden.

Das Kind hingegen, wenn es weiter drängt oder gar aufbegehrt, wird zum Kindertherapeuten, zum Hautarzt oder zum Schulpsychologen geschickt.²²⁰ Hyams versucht immer wieder zu erklären, wie sich aufgrund der Untersuchungen Scheidung aus der Sicht der Kinder darstellt: „Kommen wir zurück zu den Scheidungsschmerzen und halten wir fest: Scheidungsschmerz, ganz gleich wie die Ehe vorher war, ist für das Kind realer, handfester, tiefer, zerreiender Schmerz. Es ist Zerstörung von Strukturen, es ist Teilung. ‚Scheidung ist wie eine Amputation. Man überlebt, aber man hat etwas verloren,‘ sagt die kanadische Schriftstellerin Margaret Atwood.²²¹ Für die Kinder bricht eben eine Welt für immer zusammen.

Eine weitere deutsche Scheidungsforscherin, Anneke Napp-Peters, schreibt ähnlich über eine ihrer Untersuchungen: „Obwohl die Trennung bzw. Scheidung der Eltern oft eine positive Lösung aus destruktiven Familienverhältnissen ist, erleben die meisten Kinder die Trennung als einen schweren Einbruch, der sie vorübergehend aus dem Gleichgewicht bringt und von ihnen grundlegende Umstellungen erfordert. Typische unmittelbare Reaktionen auf die Scheidung waren bei rund 37% der (insgesamt 268) Kinder aus geschiedenen Ehen Trennungssängste, Depressionen und Schuldgefühle, bei rund 13% aber auch Verständnis sowie eine gewisse Erleichterung und Solidarisierung mit dem alleinerziehenden Elternteil. 7% der Scheidungskinder reagierten auf die Trennung ihrer Eltern mit allgemeinen Verhaltensstörungen (häufige Wutanfälle, Lügen, aggressives Verhalten). Bei 43% der Kinder haben ihre Eltern keine unmittelbare Reaktion auf die Scheidung festgestellt, die meisten waren noch zu klein, um die neue Situation zu verstehen.“²²²

Stella Bettermann fasst Judith Wallersteins oben dargestellte Sicht zusammen, das Scheidung für Kinder meist schlimmere Folgen habe, als unglückliche Ehen: „Dem Glauben, eine unglückliche Ehe schade

²²⁰ Helge-Ulrike Hyams. *Kinder wollen keine Scheidung*. Stuttgart: Klett-Cotta, 2002. S. 15.

²²¹ Ebd. S. 59.

²²² Anneke Napp-Peters. *Ein-Elternteil-Familie: Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis?* Juventa: Weinheim & München, 1987² (1985¹). S. 86–87.

Kindern, setzt sie eigene Schlussfolgerungen entgegen: ‚Wenn die Mutter glücklich ist, ist das Kind glücklich? Nein, das ist Nonsens.‘ Eine Mutter könne glücklich sein, weil sie eine Affäre pflege, ein Vater, weil er beruflich aufsteige, ‚doch das berührt nicht die Kinder‘. Deren Probleme seien dabei pragmatischer Natur – es sei einfach zu schwierig für getrennte Eltern, den Erziehungsauftrag optimal zu erfüllen. Denn gute Elternschaft sei durch praktische Dinge definiert: die Ermöglichung häufiger Spielplatz-Besuche, die Zubereitung warmer Mahlzeiten. Bei Trennungsfamilien kämen solche Notwendigkeiten – und etwa auch das Baseball-Training der Söhne – zu kurz, unter anderem, weil durch die Pendelei zwischen Mamas und Papas Wohnung nicht genügend Zeit bleibt.“²²³ Wallerstein habe dabei zunächst geglaubt, dass man Scheidungsfolgen auf die Dauer überwinden könne,²²⁴ sei aber durch ihre mehr als 30jährige Forschungsarbeit eines anderen belehrt worden.

Bettermann schreibt im Focus zu Wallersteins Ergebnissen: „Dass die Ergebnisse der Wallerstein-Studie generell anzuzweifeln wären – diese Kritik wird in der Kontroverse nicht laut, denn ihre Daten decken sich mit denen ihrer Kollegen.“²²⁵

Das elterliche Entfremdungssyndrom (PAS)

Eine häufige, jedermann bekannte, aber oft totgeschwiegene Folge der Scheidung ist der Krieg des Elternteils, bei dem das Kind wohnt, gegen die Beziehung des Kindes zum geschiedenen Elternteil. Psychologen nennen die Vergiftung der Beziehung des Kindes zum anderen Elternteil durch den Hass des sorgeberechtigten Elternteils „Scheidungs-gift“²²⁶. Die Wissenschaft spricht vom ‚PAS‘ – Parental Alie-

²²³ Stella Bettermann. „Miss Judys Zündstoff: werden Scheidungskinder beziehungsunfähig?“. Focus 40/2000: 215–218, S. 216.

²²⁴ Ebd.

²²⁵ Ebd.

²²⁶ Vgl. Christine Brinck. „Papa der Idiot“. Focus 28/2003: 11.

nation Syndrom, dem elterlichen Entfremdungssyndrom²²⁷ –, wobei unumstritten ist, dass die Entfremdung zwischen Kind und entfremdetem Elternteil verheerende Folgen hat, weswegen Gerichte in den USA dazu übergehen, den Besuch, den Aufenthalt oder gar das Sorgerecht bei dem entfremdeten Elternteil zu verordnen,²²⁸ eine aus Sicht der Kinder berechtigte Maßnahme, von der wir in Deutschland noch weit entfernt sind.

Der Krieg gegen die Väter hat gesundheitliche, psychische, also persönliche, aber auch volkswirtschaftliche Folgen: „Aber bleiben wir bei den Vätern selbst, bei ihren Frustrationen und ihrem Schmerz. Die meisten Väter leugnen diesen Schmerz. Ähnlich wie die Kinder schlucken sie die Entscheidungen des Familiengerichts und kanalisieren ihre Enttäuschung um den Verlust entweder in stillen Kummer („Nur nicht darüber sprechen!“) oder in nagende, ohnmächtige Wut, auch Wut gegen sich selbst. Welche Entwürdigung liegt doch tatsächlich darin, regelmäßig einen Teil des Lohns abzuzweigen für Kinder, die man nie, oder nur unter höchst entwürdigenden Bedingungen sehen darf. Wir alle kennen die Verbitterung solcher Männer, was oft dazu führt, dass sie grundsätzlich die Arbeit verweigern, um nicht zu diesen demütigenden Zahlungen gezwungen zu werden. 50% der geschiedenen Väter sehen ihre Kinder nur einmal im Jahr. 30% der Kinder

²²⁷ Vgl. Richard A. Gardner. *Das elterliche Entfremdungssyndrom*. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung, 2002; Wilfrid von Boch-Galhau u. a. (Hg.). *Das Parental Alienation Syndrom (PAS): Eine interdisziplinäre Herausforderung für scheidungsbegleitende Berufe*. Berlin: Verlag für Wissenschaft und Bildung, 2003; Richard A. Warshak. *Divorce Poison: Protecting the Parent-Child Bond from a Vindictive Ex*. New York: Regan Books, 2001; Siegfried Bäuerle, Helgard Moll-Strobel (Hg.). *Eltern sägen ihr Kind entzwei: Trennungserfahrungen und Entfremdung von einem Elternteil*. Donauwörth: Auer Verlag, 2001; Fabriele ten Hövel. *Liebe Mama, böser Papa: Eltern-Kind-Entfremdung nach Trennung und Scheidung: Das PAS-Syndrom*. München: Kösel, 2003; Susanne Dettwiler-Bienz. *Die Entfremdung des Kindes von einem Elternteil in Scheidungssituationen: Parental Alienation Syndrom*. Bern: Edition Soziothek, 2003; Peggie Ward, J. Campbell Harvey. „Familienkriege, die Entfremdung von Kindern“. *Zentralblatt für Jugendrecht* 85 (1998) 6: 237–245; Julia Widenbach. „Dein Papa ist ganz böse“. *Psychologie heute* 2/2000: 40–45; vgl. Graig A. Everett (Hg.). *The Consequences of Divorce: Economic and Custodial Impact on Children and Adults*. New York, London: Harworth Press, 1991.

²²⁸ Richard A. Gardner. „Should Courts Order PAS-children to Visit/Reside with the Alienated Parent?“. *American Journal of Forensic Psychology* 19 (2001) 3: 61–106.

aus geschiedenen Ehen waren niemals in ihres Vaters (neuer) Wohnung.“²²⁹ Was das für die Kinder bedeutet, ist selten im Blickfeld der Krieg führenden Elternteile.

Gabriele ten Hövel hat dargestellt, wieviele Studien belegen, dass es nur zum Schaden der Kinder ist, wenn sie von ihren geschiedenen Vätern entfremdet werden. Aber noch immer zählt Ideologie mehr als erwiesene Fakten. Sie schreibt: „Diese Ergebnisse sind durch andere Untersuchungen inzwischen vielfach bestätigt. Dennoch hält sich die Meinung, Scheidungskinder, die nur bei der Mutter aufwachsen, seien sogar unabhängiger, selbstständiger, selbstbewusster. Diese bizarre Idee des Feminismus, die der Realität nicht standhält, hat auch die Institutionen erreicht. Familie ist darin kein besonders unterstützenswertes, sondern eher ein antiquiertes Projekt. Frauen sind Opfer oder Powerladys, die Entfremdung von Kindern durch ihre Eltern gehört zu den Spänen, die überall fallen, wo gehobelt wird.“²³⁰ Das Kind ist so sehr auf die doppelte Elternschaft angelegt, dass es für das Kind selbst nach der Scheidung besser ist, dass beide Eltern für es da sind. Doch leider hören nur wenige auf die Ergebnisse der Forschung, sondern untermauern ihren Egoismus lieber mit familienfeindlicher Ideologie, die ihnen Scheingründe für ihr aggressives und selbstbezogenes Verhalten liefert.

Statistikbeispiel: Scheidung ist ungesund.

Scheidung hat nicht nur emotionale oder wirtschaftliche Folgen für die Beteiligten. Dazu ist der Mensch zu sehr eine psychosomatische Einheit. Die Folgen der Scheidung schlagen auch unmittelbar auf die Gesundheit durch. Und mit den gesundheitlichen Folgekosten und manch anderen finanziellen Folgen kommen Scheidungen nicht nur die Betroffenen teuer zu stehen, sondern die ganze Gesellschaft.

In einer Studie des Bundessozialministeriums heißt es: „Bemerkenswert ist der deutliche Abfall der Gesundheitszufriedenheit bei geschie-

²²⁹ Helge-Ulrike Hyams. Kinder wollen keine Scheidung. Stuttgart: Klett-Cotta, 2002. S. 95–96.

²³⁰ Gabriele ten Hövel. Liebe Mama, böser Papa: Eltern-Kind-Entfremdung nach Trennung und Scheidung: Das PAS-Syndrom. München: Kösel, 2003. S. 23.

denen Männern²³¹. Auf einer Skala von 0-10 zwischen ganz unzufrieden und sehr zufrieden sinken sie von 7,0 auf 6,2. Bei Frauen findet sich derselbe Effekt auch, aber in wesentlich geringerem Maße.²³²

Am unmittelbarsten sind die gesundheitlichen Folgen natürlich in der Zeit unmittelbar nach der Trennung zu beobachten. „Das häufigste gesundheitliche Leiden in der Übergangsphase sind Schlafstörungen (48%), die alleinstehende Eltern durch erhöhten Alkohol-, Nikotin- und Tablettenkonsum zu bekämpfen suchen. 25% der Eltern litten an Depressionen und allgemeinen Erschöpfungszuständen, 12 Prozent an Unterernährung oder Übergewicht. Einige Eltern mussten sich mit chronischer Gastritis, Herzbeschwerden oder einem Magengeschwür in ärztliche Behandlung begeben.“²³³

Das Deutsche Jugendinstitut stellte bereits 1988 fest: „In den ersten zwei Jahren nach der Trennung werden häufig die Weichen für das weitere psychosoziale und sozioökonomische Schicksal der Eineltern-Familie gestellt. Nun hat die Trennung von zwei (werdenden) Elternteilen zwar inzwischen einiges von ihrer gesellschaftlichen Ächtung, aber kaum etwas von ihrer seelischen und sozialen Schmerzhaftigkeit für die beteiligten Eltern und die betroffenen Kinder verloren. Das gilt auch dann, wenn die Trennung eine ‚positive Lösung‘ aus destruktiven Familienverhältnissen – oder aus solchen, die es werden könnten – bedeutet, und damit eine Entlastung, die langfristig auch den Kindern zugute kommt. Zudem sind die Trennungsverluste im allgemeinen um so schwerer zu überwinden, je länger die Partner- und gemeinsame Elternschaft gedauert haben. Denn damit sind nicht nur größere objektive Hindernisse für einen ‚Neubeginn‘ zu bewältigen, sondern auch das Scheitern einer Lebensperspektive und Wertorientierung, an der (allzu) lange festgehalten wurde. Der Trennungsschmerz treibt die Erwachsenen gelegentlich bis in psychosomatische Störungen und Depressionen oder zu Alkohol und Tabletten. Gleichzeitig aber sind sie mit dem Leiden ihrer Kinder an der Trennung konfrontiert, das sich in

²³¹ Erwerbs- und Einkommensentwicklung nach wichtigen Lebensereignissen in Westdeutschland. Forschungsbericht 260. Bundesministerium für Arbeit und Sozialordnung: Bonn, 1996. S. 16.

²³² Ebd. S. 17.

²³³ Anneke Napp-Peters. Ein-Elternteil-Familie: Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis? Juventa: Weinheim & München, 1987² (1985¹). S. 102.

Trauer, Angst und Depression, Schul- und Verhaltensproblemen sowie psychosomatischen Störungen äußern kann. Verständlicherweise ruft dieses Leiden der Kinder bei den Eltern oft Schuldgefühle und Erziehungsunsicherheiten hervor²³⁴. Diese aber erschweren ihnen ihre Position als Alleinerziehende noch mehr und können in der Beziehung zwischen Eltern und Kindern einen Teufelskreis in Gang setzen, der häufig erst durch Hilfe von außen, z. B. von Freunden und Beratungsstellen, aufgelöst werden kann.²³⁴ Eigentlich müsste also öffentlich ähnlich vor den gesundheitlichen Folgen einer Scheidung gewarnt werden, wie vor den gesundheitlichen Folgen von Rauchen, fettreichem Essen, Überarbeitung oder Gebrauch von Genussmitteln. Aber im Falle des Themas Scheidung wird dies vermieden, weil man auf keinen Fall als Befürworter der traditionellen Langzeitehe erscheinen will.

Statistikbeispiel:
Frauen werden durch
Scheidung finanziell stark benachteiligt.

„Obwohl Scheidung manchmal der einzige Ausweg für eine schwierige Ehe ist, bringt der weit verbreitete Zusammenbruch der Ehe hohe Kosten mit sich.“²³⁵ In einem Gutachten des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend heißt es: „Sämtliche uns vorliegenden Studien stellen eine Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage von Frauen durch die Scheidung fest.“²³⁶ Die begrüßenswerte zunehmende Emanzipation der Frau in unserer Gesellschaft ist ironischerweise durch die zunehmenden Scheidungen in zahllosen Fällen de facto wieder ‚kassiert‘ worden, weil man allzuoft die eheliche Elternschaft als Feind der Emanzipation gesehen hat.

Nach einer Untersuchung des European Centre for Social Welfare Policy and Research in Wien von 1995 sinkt das Einkommen nach der

²³⁴ Hann Perien. „Zwischen Existenznöten und Emanzipation: Alleinerziehende Eltern“. S. 89–98 in: Deutsches Jugendinstitut (Hg.). *Wie geht's der Familie?* Kösel: München, 1988. S. 92.

²³⁵ David Poenoe, Barbara Dafoe Whiethead. „The Personal and Social Costs of Divorce“. S. 33–46 in: John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002. S. 35.

²³⁶ Hans-Jürgen Andreß, Henning Lohmann. *Die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 180. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2000 (Nachdruck 2001). S. 118.

Scheidung umgerechnet auf die Familiengröße bei Frauen um 36%, bei Männern steigt es geringfügig, wenn sie nicht alleinerziehend sind. Nach fünf Jahren haben sich 52% der Frauen und 81% der Männer erholt, der Rest ist auch danach finanziell schlechter gestellt, als vor der Scheidung.²³⁷

Statistikbeispiel:
Scheidungen belasten das
Verhältnis zu den Eltern, wenn die betroffenen Kinder
erwachsen sind und wenn die Eltern alt geworden sind.

Eine in ‚Demography‘ 1995 veröffentlichte Studie untersuchte das Verhältnis der erwachsenen Kinder zu ihren Eltern, je nachdem, ob sich die Eltern hatten scheiden lassen oder nicht.²³⁸ „Wir untersuchen die Beziehung zwischen Lebensbedingungen in der Kindheit und den Kind-Eltern-Beziehungen im Erwachsenenalter. Verglichen mit erwachsenen Kindern, die in vollständigen Familien aufgewachsen sind, haben erwachsene Kinder, deren Eltern geschieden sind, weniger häufige Kontakte mit ihren Eltern und berichten von einer Beziehung niedrigerer Qualität mit ihren Eltern. Wir beobachten diese negativen Auswirkungen sowohl für die Eltern mit Sorgerecht als auch für die ohne Sorgerecht, obwohl die Auswirkungen für die Eltern ohne Sorgerecht weitgehender sind. Eine Wiederverheiratung des Elternteils mit Sorgerecht führt dazu, die negativen Auswirkungen der Scheidung auf die Beziehung mit dem Elternteil mit Sorgerecht auszugleichen und die negativen Auswirkungen auf die Beziehung zu dem Elternteil ohne Sorgerecht zu verstärken. Außerdem sind die Beziehungen zu dem Elternteil ohne Sorgerecht um so schwächer, je länger das erwachsene Kind getrennt von diesem Elternteil lebte.“²³⁹ Die Langzeitwirkungen

²³⁷ The Family and Child Well-being Research Network. New Social Indicators of Child Well-being. Eurosocial Report 56/1995. European Centre for Social Welfare Policy and Research: Wien, 1995. S. 19–21.

²³⁸ Diane N. Lye u. a. „Childhood Living Arrangements and Adult Children’s Relations with their Parents“. Demography 32 (1995): 261–280.

²³⁹ Ebd. S. 261.

der Scheidung machen sich also immer noch bemerkbar, wenn die geschiedenen Eltern alt geworden sind und die betroffenen Kinder längst selbst im fortgeschrittenen Alter leben.

Am Ende der Untersuchung fassen die Forscher zusammen: „Die oben beschriebene Analyse zeigt, dass die Lebensbedingungen während der Kindheit anhaltende Konsequenzen für die Beziehungen zwischen Kindern und Eltern haben. Wir zeigen, dass Kinder, die die Scheidung ihrer Eltern oder ihre Wiederverheiratung erleben, mit geringerer Wahrscheinlichkeit von häufigen Kontakten und einer Beziehung von hoher Qualität berichten, als Kinder das tun, die in nicht zerstörten Familien aufgewachsen sind. Wir beobachten diese Unterschiede, auch wenn Variablen berücksichtigt werden, die die Verbindung zwischen Ehegeschichte der Eltern und Beziehungen zwischen erwachsenem Kind und Elternteil durcheinanderbringen könnten. Wir argumentierten auf der Grundlage vorangegangener Forschung und theoretischer Erwägungen, dass die negativen Konsequenzen der Zerstörung der elterlichen Ehe größer für die Beziehung zu Eltern ohne Sorgerecht sind als für die zu Eltern mit Sorgerecht. Unsere Befunde stimmen im Allgemeinen mit dieser Vorhersage überein: erwachsene Kinder berichten mit geringerer Wahrscheinlichkeit von einer engen Beziehung und häufigem Kontakt mit dem Elternteil ohne Sorgerecht als mit entweder den anhaltend verheirateten Eltern oder dem geschiedenen Elternteil mit Sorgerecht. Je größer der Zeitraum ist, in dem das Kind nicht mit dem Elternteil zusammenlebte, um so größer die Auswirkung. Falls der Elternteil mit Sorgerecht wiederheiratet, werden im Folgenden die Beziehungen zwischen dem erwachsenen Kind und dem Elternteil ohne Sorgerecht noch schwächer. Diese Ergebnisse legen eine dauerhafte Störung der Eltern-Kind-Beziehung im Gefolge einer Scheidung nahe.“²⁴⁰ Man könnte es auch anders formulieren: Wer das Beziehungsgeflecht zwischen Eltern und Kindern durch eine Scheidung belastet, muss damit leben, dass dies Beziehungsgeflecht, auch wenn er selbst alt geworden ist, statistisch gesehen meist nicht mehr intakt ist. Die Kinder behandeln ihre Eltern im Alter eben meist so, wie man es ihnen selbst vor vielen Jahren vorgemacht hat.

²⁴⁰ Ebd. S. 271–272.

Wie aber sieht es im Vergleich dazu aus, wenn die Ehe der Eltern nicht durch Scheidung, sondern durch den Tod eines Elternteils beendet wurde? Wie sieht die Beziehung zwischen Eltern und ihren verwitweten Eltern im Alter aus? Die Studie kommt zu folgendem Ergebnis: „Im Gegensatz zu den umfangreichen Auswirkungen der elterlichen Scheidung auf die nachfolgenden Beziehungen zwischen Kind und Elternteil, berichten Kinder von verwitweten Eltern, die ebenso das Leben in der Familie mit nur einem Elternteil erlebten, nicht von Beziehungen geringerer Qualität oder weniger häufigen Besuchen als Kinder, die in vollständigen Familien aufwuchsen. Dieser Unterschied zwischen den Auswirkungen davon, von einem alleinstehenden Elternteil nach der Scheidung oder nach der Verwitwung aufgezogen zu werden, könnte eine Vielzahl von Faktoren widerspiegeln und könnte erklären helfen, warum die Beziehungen mit geschiedenen Eltern mit Sorgerecht schwächer sind als Beziehungen mit anhaltend verheirateten Eltern. Verwitwete alleinstehende Eltern haben möglicherweise mehr verfügbare Ressourcen, sowohl finanziell als auch im Blick auf die Unterstützung von anderen Familiengliedern, als geschiedene alleinstehende Eltern. Diese Unterschiede bilden möglicherweise den Hintergrund für engere Beziehungen mit den Eltern im späteren Leben der Kinder, die in verwitweten Familien aufwuchsen, als das für Kinder der Fall ist, die in geschiedenen Familien aufwuchsen. Die Verpflichtungen der Kinder verwitweter Eltern werden wohl klarer verstanden als die Verpflichtungen der Kinder geschiedener Eltern. Als Ergebnis daraus könnten die Eltern-Kind-Beziehungen im späteren Leben dazu tendieren, für Kinder verwitweter Eltern enger zu sein als für Kinder geschiedener Eltern. Schließlich mögen Kinder geschiedener Eltern glauben, dass ihre Eltern ihren Verpflichtungen, eine stabile Familie mit zwei Elternteilen zu bieten, nicht nachgekommen sind. Kinder aus verwitweten Familien haben normalerweise keine solche Sicht.“²⁴¹

Nicholas Zill, Donna Ruane Morrison und Mary Jo Coir untersuchten in den USA die Folgen einer Scheidung für die Kinder zu Beginn ihres Erwachsenenalters.²⁴² Die Studie beruht auf Interviews mit repräsentativ

²⁴¹ Ebd. S. 91.

²⁴² Nicholas Zill, Donna Ruane Morrison, Mary Jo Coiro. „Long-Term Effects of Parental Divorce on Parent-Child Relationships, Adjustment, and Achievement in Young Adulthood“. *Journal of Family Psychology* 7 (1993) 1: 91–103.

ausgesuchten 2301 Kindern der Jahrgänge 1965-1970 und ihren Eltern, die 1976/77, 1981 und 1987 wiederholt wurden, zuletzt immer noch mit über 1000 Kindern und ihren Eltern. Das Ergebnis war eindeutig: „... Die Antwort auf die Frage, ob langfristige Wirkungen zerbrochener Ehen im frühen Erwachsenenalter festgestellt werden können, ist ein klares ‚Ja‘. Auch wenn Abweichungen in bezug auf Ausbildungsgrad der Eltern, Rasse und andere Faktoren bei Kind und Familie berücksichtigt wurden, wiesen 18-22jährige aus zerbrochenen Familien eine doppelt so hohe Wahrscheinlichkeit als andere Jugendliche auf, schlechte Beziehungen zu ihren Vätern und Müttern zu haben, einen höheren Grad von emotionalem Schmerz oder problematisches Verhalten aufzuweisen, psychologische Hilfe in Anspruch genommen zu haben oder zu irgendeinem Zeitpunkt die High School abgebrochen zu haben. Für die meisten der Indikatoren waren mit der Scheidung verbundene Probleme im Erwachsenenalter mindestens genauso offensichtlich wie in der Adoleszenz. Im Fall der Mutter-Kind-Beziehung war eine bedeutsame Auswirkung der Scheidung im Erwachsenenalter nicht aber in der Adoleszenz zu finden.“²⁴³

Daneben werteten die Forscher andere Daten und Untersuchungen aus: „Langzeitdaten aus der Nationalen Studie über Kinder wurden untersucht, um zu erforschen, ob die Auswirkungen der elterlichen Scheidung bei jungen Erwachsenen feststellbar sind. Unter 18 bis 22 Jahre alten Jugendlichen aus zerbrochenen Familien hatten 65% schlechte Beziehungen mit ihren Vätern und 30% mit ihren Müttern. 25% hatten die High School abgebrochen, und 40% erhielten psychologische Hilfe. Auch nach Berücksichtigung von demographischen und sozioökonomischen Unterschieden zeigten Jugendliche aus zerbrochenen Familien mit doppelt so großer Wahrscheinlichkeit solche Probleme als Jugendliche aus nicht zerbrochenen Familien. Ein bedeutender Effekt der Scheidung auf die Beziehungen zwischen Mutter und Kind war im Erwachsenenalter festzustellen, wohingegen er nicht während der Adoleszenz gefunden wurde. Jugendliche, die vor dem Alter von 6 Jahren den Zerbruch erlebten, zeigten schlechtere Beziehungen zu ihren Vätern als die, die den Zerbruch später in ihrer Kindheit erlebten. Aufs Ganze gesehen hatte Wiederverheiratung kei-

²⁴³ Ebd. S. 96.

nen schützenden Effekt. Es gab aber Hinweise der Verbesserung unter denen, die Scheidung sehr jung erlebten.²⁴⁴ „Während der mittleren Kindheit und der Adoleszenz neigen Jungen und Mädchen dazu, verschieden auf die elterliche Scheidung zu reagieren. Jungen reagieren eher mit Verhaltensproblemen und aggressivem Benehmen zu Hause und in der Schule, während Mädchen eher mit Depressionen und ‚überkontrolliertem‘ Verhalten reagieren. Manche Beobachter glauben, dass Jungen länger und intensiver auf die Scheidung reagieren. Allerdings wurde diese Verallgemeinerung in Frage gestellt. Allison und Furstenberg fanden unter Nutzung von Daten der erstens zwei Wellen der NSC heraus, dass die Tatsache, aus einer Scheidungsfamilie zu kommen, für die selbe Vielfalt an Fehlverhalten in der Kindheit unter weiblichen wie unter männlichen Kindern verantwortlich ist, obwohl das allgemeine Niveau des Fehlverhaltens für Jungen höher ist.“²⁴⁵ All das sind übrigens Erfahrungswerte, die mir Lehrer immer wieder bestätigen, die oft am ehesten die Verhaltensänderungen der Kinder beobachten können.

Statistikbeispiel:
Scheidungen belasten das Verhältnis zu
den Großeltern, was auch finanzielle Folgen hat.

Die langfristig schlechtere Beziehung von Scheidungskindern zur älteren Generation betrifft auch die Großeltern. Der Familienforscher Wassilios E. Fthenakis hat in seiner Studie ‚Intergenerative familiäre Beziehungen nach Scheidung und Wiederheirat aus der Sicht der Großeltern‘ in der ‚Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation‘ nachgewiesen, dass Scheidung den Kontakt zu Großeltern besonders väterlicherseits und stiefväterlicherseits, aber auch insgesamt kurz- wie langfristig erheblich verschlechtert.²⁴⁶

Liliana E. Pezzin und Barbara Steinberg-Schone untersuchten 1999 in der Zeitschrift ‚Demography‘ die Folgen der Scheidung für das

²⁴⁴ Ebd. S. 96.

²⁴⁵ Ebd. S. 96 (unter Auslassung der Verweise auf die Studien).

²⁴⁶ Wassilios E. Fthenakis. „Intergenerative familiäre Beziehungen nach Scheidung und Wiederheirat aus der Sicht der Großeltern“. Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation 18 (1998): 152–167.

Verhältnis zu den altgewordenen Eltern.²⁴⁷ Sie schreiben: „Obwohl Ehescheidung einer der markantesten demographischen Trends ist, der während des zwanzigsten Jahrhunderts beobachtet wurde, haben relativ wenige Forschungsarbeiten die Wirkung dieses Wandels der Ehestruktur im Kontext einer alternden Gesellschaft untersucht. Wir benutzen eine Gruppe alleinlebender älterer Eltern und ihrer erwachsenen Kinder und analysieren so die direkten und indirekten Wirkungen zerbrochener Ehen auf vier wichtige Dimensionen von Transfers zwischen den Generationen: Das Zusammenwohnen, die finanzielle Unterstützung, inoffizielle Pflege durch die erwachsenen Kinder und Inanspruchnahme von bezahlter Pflege durch die Eltern. Unsere Ergebnisse legen nahe, dass Scheidung schädliche Auswirkungen auf Transfers zwischen den Generationen hat, besonders für ältere Väter. Wiederverheiratung verringert den Austausch noch mehr. Unsere Resultate legen offen, dass Eltern mit ihren Stiefkindern im Verhältnis zu biologischen Kindern ein geringeres Niveau des Transfers aufweisen. Außerdem sind Transfers zwischen den Generationen sensibel für besondere Merkmale der biologischen Kinder, nicht aber für die von Stiefkindern. Zusammengefasst legen diese Resultate nahe, dass der Austausch am Ende des Lebenslaufes weiterhin negativ durch die ehelichen Störungen beeinflusst wird.“²⁴⁸ Kurzum: Die Beziehung der vorangegangenen Generationen wird durch Brüche im Familienleben stark beeinflusst, was wiederum zahlreiche Konsequenzen, zum Beispiel emotionaler oder finanzieller Art nach sich zieht.

Am Ende fassen Liliana E. Pezzin und Barbara Steinberg-Schone ihre Ergebnisse zusammen: „Im Allgemeinen unterstützen die in dieser Studie dargebotenen Ergebnisse die Vorstellung, dass eine zerbrochene Ehe negative und statistisch bedeutsame Auswirkungen auf Transfers zwischen den Generationen hat. Unser Ergebnis einer breiten schädlichen Wirkung von Scheidung, am deutlichsten bemerkbar in bezug auf geringere Häufigkeit des Zusammenlebens und das Erhalten von weniger Stunden inoffizieller Pflege unter älteren Vätern, stimmt mit der Literatur überein (Cooney und Uhlenberg 1990) und

²⁴⁷ Liliana E. Pezzin, Barbara Steinberg-Schone. „Parental Marital Disruption and Intergenerational Transfers: An Analysis of Lone Elderly Parents and their Children“. *Demography* 36 (1999): 287–297.

²⁴⁸ Ebd. S. 287.

legt nahe, dass geschiedene Männer im späteren Leben aufgrund der schwächeren Bindungen zu ihren Kindern besonders verwundbar sind. Dieses Ergebnis zeigt, verbunden mit dem Beweis von verringerter Zeit und Geldtransfers zwischen wiederverheirateten Müttern und ihren Kindern, dass Brüche in familiären Beziehungen direkt den Austausch zwischen Eltern und ihren Kindern beeinflussen. Historisch gesehen sind Transfers innerhalb von Familien ein entscheidender Bestandteil des wirtschaftlichen Austausches gewesen. Der Befund von loseren Bindungen zwischen Eltern und Kindern unter geschiedenen älteren Personen verglichen mit verwitweten älteren Personen legt nahe, dass der Wandel der Ehestruktur die traditionelle Rolle der Familie als ein Netzwerk zur gegenseitigen Unterstützung verändert, und lässt Sorge aufkommen über das Wohlergehen von irgendwann geschiedenen älteren Menschen und ihrer erwachsenen Kinder. Insbesondere lassen diese Ergebnisse Sorge aufkommen über zukünftige Generationen älterer Menschen, die deutlich höhere Raten von Scheidung und Wiederverheiratung erlebt haben werden, als das bei der in dieser Studie untersuchten Personengruppe der Fall ist.²⁴⁹

Themenbereich Stieffamilien

Es sei vorweg noch einmal wiederholt: Es geht hier nicht um Verurteilung oder Schlechtmachen von bestimmten Zielgruppen. Familienkonstellationen können vielerlei Ursachen haben und man kann sie ebenso absichtlich suchen, wie unverschuldet in sie hineingeraten. Deswegen sollen hier etwa Langzeitverheiratete nicht glorifiziert und Alleinerziehende oder Stiefeltern verteufelt werden. Aber es soll zunächst einmal eine nüchterne Bestandsaufnahme erfolgen, die dann helfen kann, typische und zu erwartende Probleme auszumachen. Denn nur wer ein Problem kennt und sich ihm stellt, kann es auch lösen. Dabei geht es nur um das statistische Mittel, niemals um den Einzelfall, der ganz anders beschaffen sein kann. Doch wir leben in einer Welt, in der sich unser Erfahrungsschatz ebenso wie viele wis-

²⁴⁹ Ebd. S. 294.

senschaftliche Erkenntnisse auf statistische Untersuchungen berufen und warum sollte das gerade im Bereich der Familie nicht möglich sein?

Statistikbeispiel:

Kindern in Stieffamilien geht es im
Durchschnitt schlechter als in Kernfamilien.

Kinder wünschen keine Scheidung, müssen aber ihre Konsequenzen unfreiwillig tragen. „Die meisten Kinder in Stieffamilien haben sich die familiären Veränderungen nicht gewünscht, sind aber als ‚Anhängsel‘ ihrer Eltern von deren Entscheidungen zutiefst mitbetroffen. In nahezu jedem Fall beginnt – wie für die Erwachsenen – auch für die Kinder der Prozess der Veränderungen mit dem durch Scheidung oder Tod ausgelösten Schock. Eine vielbeachtete Langzeitstudie über Scheidung in den USA fand heraus, dass weniger als 10% der Kinder die Trennung ihrerseits begrüßten. Auch fünf Jahre nach diesem Ergebnis bewertetet noch mehr als die Hälfte der Kinder – gegenüber nur einem Fünftel der Erwachsenen – die Trennung als schlechte Lebensentscheidung. Für die meisten Kinder bleibt der leibliche Elternteil, mit dem sie nicht zusammenleben, von zentraler Bedeutung für ihr Selbstbild und Selbstwertgefühl. In Untersuchungen finden sich auch immer wieder Anhaltspunkte dafür, dass viele Kinder lange Zeit die Hoffnung aufrechterhalten, ihre Eltern – und damit die ursprüngliche Familie – könnten eines Tages wieder zusammenfinden. Bereits eine neue Partnerschaft von Mutter und/oder Vater stellt diese Hoffnung sehr in Frage; insbesondere eine Eheschließung der neuen Partner aber macht dem Kind – oft, schockierend – deutlich, dass es von seinen Illusionen Abschied nehmen muss. Die häufig beobachtete Protesthaltung und auftretende Verhaltensstörungen von Kindern anlässlich der Heirat der neuen Partner finden in diesem Kontext ihre Erklärung. Damit aber sieht sich die Stieffamilie gleich Belastungsmomenten ausgesetzt, die gerade auch für die Kinder den Neuanfang noch schwieriger machen.“²⁵⁰ Dies haben Studien immer wieder bestätigt.

²⁵⁰ Heinz Schattner, Marianne Schumann. „Meine Kinder, deine Kinder, unsere Kinder: Stieffamilien“. S. 77–88 in: Deutsches Jugendinstitut (Hg.). *Wie geht's der Familie?* Kösel: München, 1988. S. 82–83.

Alan Booth, und Judy Dunn schrieben 1994 als Zusammenfassung der von ihnen in einem Sammelband zu Stieffamilien vorgelegten Studien: „Viele, vielleicht die meisten heutigen Stieffamilien führen ein zufriedenes Familienleben und bringen glückliche und erfolgreiche Kinder hervor. Zunehmendes Beweismaterial legt jedoch nahe, dass der Zuwachs an Stieffamilien ernsthafte Probleme für das Wohlbefinden der Kinder erzeugt hat. Praktisch alle Kinder aus unehelichen Geburten und zerbrochenen Ehen enden in einem von zwei Familientypen: in Familien mit einem alleinstehenden Elternteil (gewöhnlich die Mutter) oder in Stieffamilien. Im Gegensatz zur Sicht einiger Sozialwissenschaftler in den vergangenen Jahren, die glaubten, dass die Auswirkungen der Zersplitterung von Familien auf Kinder gering und vorübergehend seien, liegen nun substantielle Beweise vor, die anzeigen, dass die Resultate bei den Kindern in diesen alternativen Familienformen bedeutend unter denen von Familien mit zwei biologischen Elternteilen liegen. Verglichen mit Kindern aus intakten Familien weisen Kinder aus Familien mit einem alleinstehenden Elternteil und aus Stieffamilien eine bedeutend höhere Wahrscheinlichkeit auf, emotionale Probleme und Verhaltensauffälligkeiten zu haben, die professionelle Hilfe von Psychologen in Anspruch nehmen zu müssen, gesundheitliche Probleme zu haben, schlechte Schulleistungen aufzuweisen und die Schule abzubrechen sowie früh die Familie zu verlassen. Außerdem wurde gezeigt, dass einige dieser negativen Effekte bis ins Erwachsenenalter fortbestehen.“²⁵¹ „Gewisse Probleme sind in Stieffamilien vorherrschender als in anderen Familienformen. Ein häufig wiederholter Befund ist, dass Stiefeltern weniger Wärme geben und weniger gut mit ihren Kindern kommunizieren als das biologische Eltern tun. Eine Anzahl von Studien fand heraus, dass die Wahrscheinlichkeit, dass ein Kind missbraucht wird, bei einem Stiefvater größer ist als beim biologischen Vater. Eine kanadische Untersuchung fand heraus, dass ‚Vorschulkinder in Hamilton (Ontario), die mit einem natürlichen und einem Stiefelternteil leben, im Jahr 1983 mit 40facher höherer Wahrscheinlichkeit in die Statistik für Kindesmissbrauch eingehen als gleichaltrige Kinder, die mit zwei natürlichen Elternteilen

²⁵¹ Alan Booth, Judy Dunn (Hg.). *Stepfamilies: Who Benefits? Who Does Not?* Hillsdale (NJ): L. Erlbaum Ass., 1994. S. 5 (Verweise auf Studien wurden fortgelassen).

leben'. Auf der Basis dieser und anderer Studien kommen die Forscher zu dem Schluss, dass ‚Stiefelternschaft an sich der stärkste Risikofaktor für Kindesmissbrauch bleibt, der bisher identifiziert wurde. Verglichen mit Kindern in intakten Familien und solchen mit einem alleinstehenden Elternteil, so legen die Forscher nahe, sind ‚Stiefkinder nicht nur ‚benachteiligt‘ sondern ‚gefährdet‘.²⁵² Natürlich ist dies alles kein Automatismus, aber Stiefeltern sollten sich der Probleme bewusst sein und im Gespräch bewusste Gegenstrategien besprechen.

Statistikbeispiel:

Die Schulsituation der Kinder in Stieffamilien.

In der im Rahmen des vom Bundesfamilienministerium finanzierten Deutschen Familien Surveys heißt es im Gutachten zu ‚Stieffamilien in Deutschland‘²⁵³: „Lassen sich ... Unterschiede zwischen Kindern, die mit beiden leiblichen Elternteilen aufwachsen, und Kindern, die mit nur einem leiblichen Elternteil aufwachsen, feststellen? Und welchen Einfluss hat die Gründung einer Stieffamilie? Treten Unterschiede auf zwischen Stiefkindern und Kindern, die bei einem alleinerziehenden Elternteil leben? Am Beispiel der Schulsituation wird diesen Fragen nachgegangen. Betrachtet man die prozentuale Verteilung der Jungen und Mädchen auf weiterführenden Schulen, wird ersichtlich, dass Jungen aus Einelternfamilien und vor allem Jungen aus Stieffamilien im Vergleich zu Jungen aus Kernfamilien benachteiligt sind. Sie sind auf der Hauptschule deutlich überrepräsentiert und gehen mit geringerer Wahrscheinlichkeit auf ein Gymnasium. Bei den Mädchen hat die Familienform dagegen keinen Einfluss auf den Besuch der weiterführenden Schule. Zur Beschreibung der Schulsituation können neben dem Schulbesuch noch zwei weitere Variablen herangezogen werden. So wurden die Eltern zum einen gefragt, wie zufrieden sie mit den Schulleistungen ihres Kindes sind, und zum anderen, ob ihr Kind schon einmal eine Klasse wiederholt hat. Insgesamt ist der Großteil der Eltern zufrieden mit den Schulleistungen der Kinder. Stiefkinder

²⁵² Ebd. S. 6 (Verweise auf Studien wurden fortgelassen).

²⁵³ Walter Bien, Angela Hartl, Markus Teubner (Hg.). Stieffamilien in Deutschland: Kinder zwischen Normalität und Konflikt. Deutsches Jugendinstitut Familien Survey Bd. 10. Opladen: Leske + Budrich, 2002.

schneiden aber schlechter ab als Kinder Alleinerziehender und Kinder aus Kernfamilien. Während Mädchen aus Stieffamilien nur geringfügig schlechter beurteilt werden als Mädchen aus Einelternfamilien und Stieffamilien, treten bei den Jungen stärkere Unterschiede hervor.²⁵⁴ Vor allem Jungen, das wissen Lehrer nur zu gut, bezahlen in der Schule für die Situation zu Hause.

Aber es geht nicht nur um die Einschätzung durch andere, sondern auch um statistisch leichter überprüfbare Fakten. „Während die Zufriedenheit mit den schulischen Leistungen eine subjektive Einschätzung des Elternteils ist, wird mit der Frage, ob das Kind schon einmal eine Klasse wiederholt hat, ein objektiver Faktor berücksichtigt. Interessant ist wieder der Unterschied zwischen Jungen und Mädchen. Bei Jungen ist der Anteil der Wiederholer in Stieffamilien am größten (29%). Er ist mehr als doppelt so hoch wie in Kernfamilien. Bei Mädchen dagegen ist der Anteil der Wiederholer in Stieffamilien genauso hoch wie in Kernfamilien (10%). Mädchen von Alleinerziehenden dagegen sind mit doppelt so hoher Wahrscheinlichkeit schon einmal sitzen geblieben (19%) wie ihre Geschlechtsgenossinnen in Kern- oder Stieffamilien.“²⁵⁵

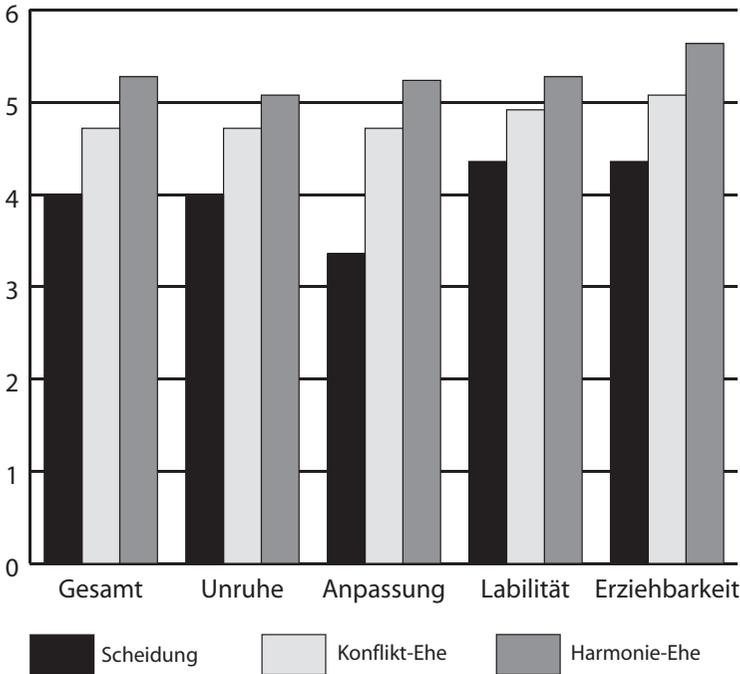
Die Autoren kommen zu dem Schluss: „Insgesamt lassen die Ergebnisse zur Schulsituation darauf schließen, dass vor allem die elterliche Trennung zu Problemen der Kinder in der Schule führt, da sich sowohl Stiefkinder als auch Kinder aus Einelternfamilien von den Kindern, die mit beiden leiblichen Eltern zusammenleben hinsichtlich ihrer schulischen Leistungen unterscheiden. Jungen werden durch die elterliche Trennung und Gründung der Stieffamilie insgesamt deutlich stärker negativ beeinflusst als Mädchen. Während die Anpassungsprobleme für Jungen mit der Gründung der Stieffamilie zunehmen, scheinen Mädchen entgegen der allgemeinen Meinung eher von der Gründung der Stieffamilie zu profitieren.“²⁵⁶ Nur wenige Eltern sind sich bewusst, wieviel Aufarbeitungsbedarf hier vorliegt. Siehe dazu auch die Grafik 23, 24 und 25.

²⁵⁴ Walter Bien, Angela Hartl, Markus Teubner (Hg.). Stieffamilien in Deutschland: Kinder zwischen Normalität und Konflikt. Deutsches Jugendinstitut Familien Survey Bd. 10. Opladen: Leske + Budrich, 2002. S. 15.

²⁵⁵ Ebd. S. 15.

²⁵⁶ Ebd. S. 16.

Lehrer über ihre 10jährigen Schüler aus verschiedenen Familienarten (Deutschland 2000/2002)

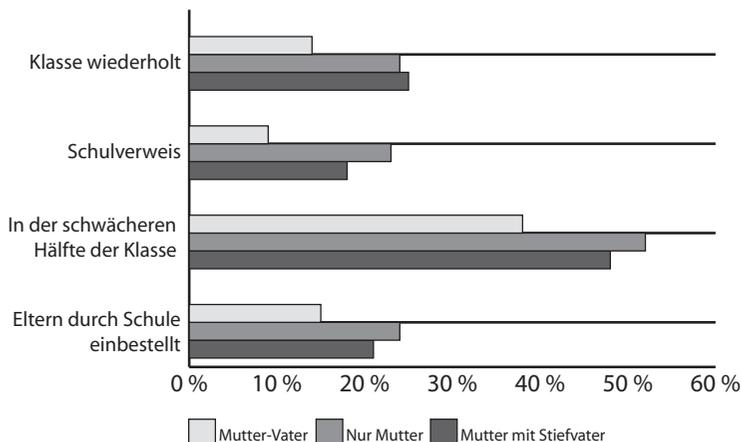


Erläuterung: Gemessen wurde das schulische Verhalten 10jähriger Kinder im Urteil ihrer Lehrer anhand des Encephalopathie-Fragebogens (nach Meyer-Probst 1983)
Datenquelle: Erhebung für die 13. Tagung für Entwicklungspsychologie in Wien; Rostocker Studie; verschiedene Untersuchungen.
Literatur: Olaf Reis, Bernhard Meyer-Probst. "Scheidung der Eltern und Entwicklung der Kinder: Befunde der Rostocker Längsschnittstudie". S. 49-72 in: Sabine Walper, Beate Schwarz (Hg.). Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung aus Trennungs- und Stieffamilien. Weinheim: Juventa, 2002. S. 59.

© 2004 Schirmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

Grafik 24

Prozentsatz der Kinder mit Schulproblemen nach Familienarten (USA 1993)



Datenquelle: Repräsentative Untersuchung von 10.177 (Schülern 6.-12. Klasse) im Rahmen des National Household Education Survey für das National Center for Education Statistics (NCES) der USA.

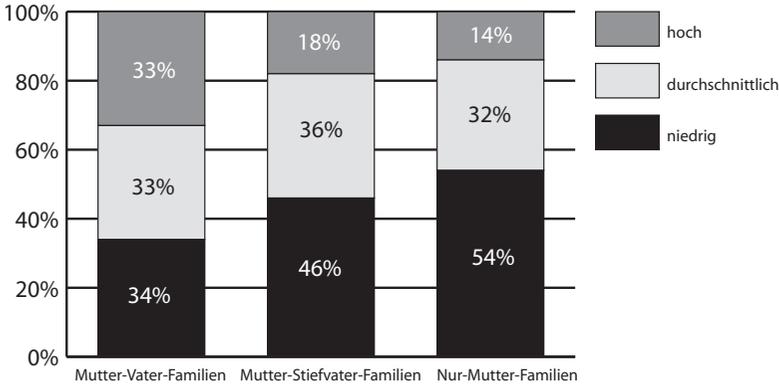
Literatur: Nicholas Zill. "Understanding Why Children in Stepfamilies Have More Learning and Behavior Problems Than Children in Nuclear Families". S. 97-106 in: Alan Booth, Judy Dunn (Hg.). Stepfamilies: Who Benefits? Who Does Not? Hillsdale (NJ): L. Erlbaum Ass., 1994.

© 2004 Schirrmacher/Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

Themenbereich Alleinerziehende

Es sei vorweg noch einmal wiederholt: Es geht hier nicht um Verurteilung oder Schlechtmachen von bestimmten Zielgruppen. Familienkonstellationen können vielerlei Ursachen haben und man kann sie ebenso absichtlich suchen, wie unverschuldet in sie hineingera-ten. Deswegen sollen hier etwa Langzeitverheiratete nicht glorifiziert und Alleinerziehende oder Stiefeltern verteufelt werden. Aber es soll zunächst einmal eine nüchterne Bestandsaufnahme erfolgen, die dann helfen kann, typische und zu erwartende Probleme auszumachen.

Ausmaß des Einsatzes der Eltern für Schulaktivitäten ihrer Kinder nach Familienarten (USA 1993)



© 2004 Schirmacher, Institut für Lebens- und Familienwissenschaften, Bonn (TCLG e.V.)

Datenquelle: Repräsentative Untersuchung von 10.177 Schülern (6.-12. Klasse) im Rahmen des National Household Education Survey für das National Center for Education Statistics (NCES) der USA .

Literatur: Nicholas Zill. "Understanding Why Children in Stepfamilies Have More Learning and Behavior Problems Than Children in Nuclear Families". S.97-106 in: Alan Booth, Judy Dunn (Hg.). Stepfamilies: Who Benefits? Who Does Not? Hillsdale (NJ): L. Erlbaum Ass., 1994.

Denn nur wer ein Problem kennt und sich ihm stellt, kann es auch lösen. Dabei geht es nur um das statistische Mittel, niemals um den Einzelfall, der ganz anders beschaffen sein kann. Doch wir leben in einer Welt, in der sich unser Erfahrungsschatz ebenso wie viele wissenschaftliche Erkenntnisse auf statistische Untersuchungen berufen und warum sollte das gerade im Bereich der Familie nicht möglich sein?

Statistikbeispiel:
Die verbreitete Armut unter Alleinerziehenden.

Die ehemalige Bundesfamilienministerin Christine Bergmann (SPD) schrieb 2000 im Vorwort der vom Familienministerium in Auftrag gegebenen Untersuchung ‚Die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung‘: „Trennung und Scheidung sind eine wichtige Ursache für die Entstehung von Niedrigeinkommen und (Kinder)Armut in Deutschland.“²⁵⁷ Die Untersuchung referiert dabei neben der Auswertung aktueller Daten auch ältere und jüngere Untersuchungen aus aller Welt, die belegen, dass Alleinerziehende im Schnitt wirtschaftlich wesentlich schlechter gestellt sind als gemeinsam Erziehende und dies insbesondere für die Kinder vielfach negative Folgen hat. Die wirtschaftlichen Folgen einer Scheidung sind nach einem Vergleich aller relevanten Untersuchungen durch Richard V. Burkhauser²⁵⁸ für Deutschland sogar noch schwerwiegender als für die USA, wo dieser Effekt schon seit langem die Forschung beschäftigt.²⁵⁹ Für Deutschland haben Alleinerziehende das höchste Armutsrisiko. „Die Armutsquote unter den Alleinerziehenden ist in den vergangenen Jahren beständig angestiegen. Nach einer Aufstellung des Statistischen Bundesamtes über ‚Betroffenheit von Armut im Haushaltskontext‘ (Statistisches Bundesamt 1992: 489) tragen Alleinerziehende mit einer Armutsquote bis zu 44% das höchste Armutsrisiko, ferner Mehrkinderhaushalte, von denen je nach Alter der Kinder bis zu 28% von Armut betroffen sind.“²⁶⁰

In einem Gutachten des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend heißt es: „Finanziell sind die Alleinerziehenden,

²⁵⁷ Hans-Jürgen Andreß, Henning Lohmann. Die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 180. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2000 (Nachdruck 2001). S. 7.

²⁵⁸ Richard V. Burkhauser u. a. „Wife or Frau, Women Do Worse: A Comparison of Men and Women in the United States and Germany After Marital Dissolution“. *Demography* 28 (1991): 353–360.

²⁵⁹ Vgl. z. B. Graig A. Everett (Hg.). *The Consequences of Divorce: Economic and Custodial Impact on Children and Adults*. New York, London: Haworth Press, 1991 und die dort genannte Literatur.

²⁶⁰ Anneke Napp-Peters. „Armut von Alleinerziehenden“. S. 107–122 in: Karl-Jürgen Bieback (Hg.). *Neue Armut*. Campus Verlag: Frankfurt, 1995. S. 117; vgl. auch Wolfgang Voges, Ilona Ostner. „Wie arm sind alleinerziehende Frauen?“. S. 122–140 in: Karl-Jürgen Bieback (Hg.). *Neue Armut*. Campus Verlag: Frankfurt, 1995.

Männer wie Frauen, erheblich schlechter gestellt als Ehepaare mit Kindern.“²⁶¹ „Das Einkommensarmutsrisiko von Alleinerziehenden wird durchweg in allen Untersuchungen als besonders hoch eingeschätzt ...“²⁶²

Anneke Napp-Peters hat dies an Hunderten von konkreten Beispielen untersucht und anschaulich gemacht: „Im vorliegenden Beitrag werden Ergebnisse aus einer empirischen Untersuchung von 400 Ein-Elternteil-Familien mit alleinerziehenden Müttern und Vätern vorgestellt. Dabei wurden bei jeder vierten Familie soziale Randstellung, Armut und soziale und materielle Benachteiligung gefunden, die auch im Verhalten der Kinder sichtbar werden. Wieviele Alleinerziehende lebenslang arm bleiben und welche Faktoren für ein langfristiges Armutrisiko von Bedeutung sind, wird abschließend anhand der Längsschnittdaten von 150 Scheidungsfamilien aus der Ein-Elternteil-Familienstudie untersucht. Jede dritte Scheidungsfamilie ist danach von langfristiger Armut bedroht, was insbesondere auf Scheidungsfamilien mit mehreren Kindern zutrifft.“²⁶³

Karl-Jürgen Bieback, Helga Milz fassen die Untersuchung von Anneke Napp-Peters gut zusammen: „Anneke Napp-Peters fand auf Basis einer Befragung von Alleinerziehenden und einer Nachuntersuchung der Geschiedenen (12 Jahre später) eine relativ hohe Armutsquote: 31-42% der Ein-Eltern-Familien und 41% der Geschiedenen sind Sozialhilfeempfängerinnen. Ein breiter ‚Deprivationsindex‘ zeigte bei fast allen Alleinerziehenden neben Einkommensarmut erhebliche konsumtive Verzichtsleistungen, Verschuldung, ‚Zeitarmut‘ sowie Begrenzungen der sozialen Kontaktmöglichkeiten. Für nahezu 50% der deprivierten Geschiedenen hat sich nach 12 Jahren nichts geändert.“²⁶⁴ Ähnliche Ergebnisse liegen aus aller Welt vor.

Es dürfte jedenfalls kaum ein Thema geben, zu dem so viele unterschiedliche Studien vorliegen, wie zur relativen Armut von Alleiner-

²⁶¹ Hans-Jürgen Andreß, Henning Lohmann. Die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 180. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2000 (Nachdruck 2001). S. 90.

²⁶² Ebd. S. 94.

²⁶³ Anneke Napp-Peters. „Armut von Alleinerziehenden“. a. a. O. S. 107.

²⁶⁴ Karl-Jürgen Bieback, Helga Milz. „Zur Einführung“. S. 7–27 in: Karl-Jürgen Bieback (Hg.). Neue Armut. Campus Verlag: Frankfurt, 1995. S. 19.

ziehenden und deren Folgen für die Kinder.²⁶⁵ Das deutsche Familienministerium geht jedenfalls davon aus, dass ein Drittel aller geschiedenen Alleinerziehenden in Deutschland von lebenslanger Armut bedroht sind.²⁶⁶

Statistikbeispiel:
Alleinerziehenden und Kindern von
Alleinerziehenden geht es im Durchschnitt schlechter.

In der Tageszeitung „Die Welt“ findet sich folgende Zusammenfassung: „Ob Schulversagen, Depression, Gewaltbereitschaft oder Bindungsangst – die Verhaltensauffälligkeiten der Kinder aus gewollten oder geschiedenen Ein-Eltern-Familien sind alarmierend.“²⁶⁷ Dies bestätigen ungezählte Untersuchungen.

Gunilla Ringbäck, Bengt Haglund und Mans Rösen untersuchten 2000 für den Zeitraum 1991-1995 90.111 alleinerziehende Mütter und 622.368 Mütter mit Partnern in Schweden.²⁶⁸ Sie kontrollierten die Ergebnisse, indem sie Unterschiede durch die soziale und finanzielle Lage herausrechneten – obwohl diese ja zum Teil selbst schon wieder Folge des Familienstandes sind. Das Risiko vor allem durch Selbstmord, Gewalt und mit Alkohol in Verbindung stehenden Problemen liegt auch dann in Schweden noch bei 70%.

²⁶⁵ Z. B. außerdem Landessozialbericht Band 3: Alleinerziehende – Lebenslagen und Lebensformen. Düsseldorf: Ministerium Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, 1993; E. Mavis Hertherington, Sandra H. Henderson. „Fathers in Stepfamilies“. S. 212–226 in: Michael E. Lamb (Hg.). *The Role of the Father in Child Development*. New York: John Wiley & Sons, 1997³. S. 215–217; Elisabetta Ruspini. „Lone Mothers’ Poverty in Europe: The Cases of Belgium, Germany, Great Britain, Italy and Sweden“. S. 221–244 und Claudia Gardberg Morner. „Subsistence in an Ambivalent Welfare State: On Lone Mothers in Italy“. S. 245–269 in: Astrid Pfenning, Thomas Buhle (Hg.). *Families and Family Politics in Europe: A Comparative Perspectives*. Peter Lang: Frankfurt, 2000 (jeweils mit Verweis auf viele weitere Studien); Annemette Sorensen. „Women’s Economic Risk and the Economic Position of Single Mothers“. *European Sociological Review* 10 (1994) 10: 173–188 (Untersuchungen zu Schweden und Deutschland).

²⁶⁶ Hans-Jürgen Andreß, Henning Lohmann. *Die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 180. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2000 (Nachdruck 2001). S. 98–99.

²⁶⁷ Christine Brinck. „Familie ist nicht gleich Familie“. *Die Welt* vom 15.3.2000. S. 11.

²⁶⁸ Gunilla Ringbäck, Bengt Haglund, Mans Rösen. „Mortality Among Lone Mothers in Sweden: A Population Study“. *The Lancet* Vol. 355. 8.4.2000: 1215–1219.

2003 ließen dieselben Forscher und Forscherinnen eine Studie zu den dazugehörigen Kindern folgen.²⁶⁹ Diesmal untersuchten sie in Schweden für den Zeitraum 1991-1999 65.085 Kinder allerziehender Mütter und 921.257 Kinder mit zwei Eltern. Auch diesmal wurden Unterschiede durch soziale und finanzielle Situationen herausgerechnet. Auch die Kinder haben ein wesentlich höheres Risiko, psychiatrische Behandlung zu benötigen, Selbstmord oder Selbstmordversuche zu begehen oder Drogen zu nehmen.

Statistikbeispiel:

Alleinerziehende haben weniger Zeit für
ihre Kinder und vermehrt Erziehungsprobleme.

Ein Gutachten des deutschen Familienministeriums kommt 2001 zu dem Ergebnis: „Ein grundlegendes Problem für alleinerziehende Eltern ist die Betreuung der Kinder. Nur 24% der Kinder unter sechs Jahren werden zuhause von ihren Eltern betreut, 9% von ihren Großeltern, der Freundin des Vaters oder Verwandten. 5% der Eltern beschäftigen eine Betreuerin oder bringen das Kind gegen Entgelt zu einer Nachbarin oder Tagesmutter. In 2 Familien (von 200) halten sich die Kinder während der Arbeitszeit der Mutter allein in der Wohnung auf.“²⁷⁰ „Am deutlichsten wird das Problem bei den Schulkindern. In 61 von 200 Familien sind die Kinder nach Schulschluss zwischen zwei und fünf Stunden allein zuhause. Tatsächlich ist die Zahl noch größer, da von den Eltern, die angaben, ihre Kinder zuhause zu betreuen, 17 Eltern in ihrer Wohnung oder einem angrenzenden Gebäude voll berufstätig sind oder tagsüber schlafen, da sie nachts arbeiten.“²⁷¹ All'

²⁶⁹ Gunilla Ringbäck, Anders Hjern, Bengt Haglund, Mans Rösen. „Mortality, Severe Morbidity, and Injury in Children Living with Single Parents in Sweden: A Population-based Study“. *The Lancet* Vol. 361. 25.1.2003: 289–295.

²⁷⁰ Gudrun Cyprian, Gaby Franger. *Familie und Erziehung in Deutschland*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 177. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2001. S. 156.

²⁷¹ Gudrun Cyprian, Gaby Franger. *Familie und Erziehung in Deutschland*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 177. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2001. S. 156–157.

das liegt natürlich auf der Hand, denn der Alleinerziehende kann trotz enormen und oft aufopferungsvollen Einsatzes das Fehlen eines zweiten Erwachsenen zeitlich nicht wett machen.

Ein Gutachten desselben deutschen Familienministeriums war schon etwas früher zu dem Ergebnis gekommen: „Ergebnisse einer repräsentativen Zeitbudgeterhebung“ des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend von 1996 zeigen: Alleinerziehende verbringen im Schnitt 6 Stunden täglich mit ihren Kindern unter 16 Jahren, Ehefrauen dagegen 7 Stunden, wozu noch 3,75 Stunden des Ehemanns hinzutreten – zum Teil natürlich gleichzeitig mit der Ehefrau.“²⁷²

Eine der führenden deutschen Forscherinnen zum Thema, Anneke Napp-Peters, schreibt: „Erziehungsprobleme alleinerziehender Mütter mit ihren Söhnen sind durch viele Forschungsberichte belegt. Nach Derdeyn resultieren sie aus der Tendenz der Mutter, in dem Kind einen ‚gleichberechtigten‘ Partner bzw. Partnerersatz zu sehen. Die neue Beziehungsqualität macht das Kind zum Vertrauten und verlangt von ihm, sich früh in die Probleme Erwachsener einzufühlen. Durch die neue Rolle wird der Hierarchieunterschied in den Interaktionen von Mutter und Kind aufgehoben, zumindest aber unklarer. Das häufig beobachtete aggressive Verhalten besonders bei Jungen kann Folge von Überforderung und Vaterverlust sein. Das Kind versucht, seine verletzten Gefühle, seine Hilflosigkeit und Trauer durch aggressives Verhalten abzuwehren. Verstärkt treten Verhaltensauffälligkeiten dort auf, wo der frühere Partnerkonflikt der Eltern in der Mutter-Sohn-Beziehung neu belebt wird und die Mutter den Jungen mit dem abwesenden Vater identifiziert.“²⁷³ Ein Blick in einen der vielen Erziehungsratgeber auf dem Markt bestätigt das Vorhandensein dieser Probleme.

²⁷² Karen Blanke, Manfred Ehling, Norbert Schwarz. Zeit im Blickfeld: Ergebnisse einer repräsentativen Zeitbudgeterhebung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 121. Stuttgart: W. Kohlhammer, 1996. S. 121.

²⁷³ Anneke Napp-Peters. Scheidungsfamilien. a. a. O. S. 28–29 (Verweise auf Studien wurden fortgelassen).

Statistikbeispiel:
Kinder Alleinerziehender sind in
der Regel in der Schule schlechter.

Nan Marie Astone und Sara S. McLanahan stellten 1994 in der Zeitschrift ‚Demography‘ die Frage, ob sich die höhere Schulabbrecherquote von Kindern alleinerziehender Eltern daraus zu erklären ist, dass deren Familien nachgewiesener Maßen wesentlich häufiger umziehen als andere Familien. Sie kommen aufgrund ihrer Berechnungen zu dem Schluss, dass sich nur rund 30% des Unterschiedes in der Schulabbrecherquote aus dem häufigeren Umziehen erklären lassen.²⁷⁴

Anneke Napp-Peters gilt in Deutschland als führende Soziologin der Ein-Eltern-Familie. Sie schreibt aufgrund ihrer umfangreichen Studien: „Der enge Lebensspielraum, den ihre materielle Deprivation rund einem Viertel aller Ein-Elternteil-Familien aufzwingt ..., führt zur Einschränkung sozialer Kontakte und zur Entmutigung bei vielen Kindern. Dabei werden Ohnmacht und Hoffnungslosigkeit als Haltung der Eltern direkt auf die Kinder übertragen und wie wir bei Fragen zu Schulerfolg und Berufswünschen für die Kinder feststellen konnten – diese resignative Haltung der Eltern äußert sich auch indirekt in den geringen Erwartungen der Eltern an Leistungsvermögen und Leistungsmotivation ihrer Kinder. Weniger als 20% der deprivierten Eltern im Vergleich zu rd. 65% aller Eltern von Schulkindern wünschen für ihre Kinder den Abschluss einer weiterführenden Schule (Mittlere Reife, Fachhochschulreife, Abitur), nur 10% im Vergleich zu 45% haben regelmäßig Kontakt zu den Lehrern ihrer Kinder und Berufswünsche oder berufliche Ausbildungspläne für ihre Kinder wurden von deprivierten Eltern nicht genannt.“²⁷⁵ Auch hier liegt auf der Hand, dass man alleine trotz vieler Opfer nicht so viel Zeit investieren kann wie zu zweit.

Anneke Napp-Peters verweist auf eine Vielzahl von Studien: „Über Verhaltensstörungen von Kindern liegen zahlreiche Untersuchungen vor. Breiten Raum nimmt darin die Diskussion um den Einfluss der

²⁷⁴ Nan Marie Astone, Sara S. McLanahan. „Family Structure, Residential Mobility, and School Dropout: A Research Note“. *Demography* 31 (1994): 575–584.

²⁷⁵ Anneke Napp-Peters. *Ein-Elternteil-Familie: Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis?* Juventa: Weinheim & München, 1987² (1985¹). S. 82.

Vaterabwesenheit auf die Persönlichkeitsentwicklung des Kindes ein. Nach Untersuchungsergebnissen von Koch (1961), MC Cord u.a. (1962), Rosenberg (1965) und Landolf (1968) weisen vaterlose Kinder einen höheren Ängstlichkeitsgrad (insbesondere Sexualängste) auf als Kinder mit einem Vater. Auch die Kontrolle aggressiver und destruktive Impulse scheint vaterlos aufwachsenden Kindern schwerer zu fallen. Neuere Untersuchungen (Santrock 1975, Cox u. Cox 1978, Hetherington 1978, 1979) weisen speziell bei Jungen aus Ein-Eltern-teil-Familien auf einen höheren Grad an Verhaltensstörungen und Problemen hin, die das Sozialverhalten in der Schule im Umgang mit Lehrern und gleichaltrigen Kindern wie auch die Beziehungen in der Familie beeinträchtigen; z.B. zeigten Jungen zu Hause ein anhaltend trotziges und aggressives Verhalten. Hetherington (1979) begründet die häufig beobachtete größere Aggressivität der Jungen damit, dass sie mehr Stress, Frustration und Aggression ausgesetzt sind und weniger Unterstützung erhalten als Mädchen. Während Störungen in der sozialen und emotionalen Entwicklung bei Mädchen etwa 2 Jahre nach der Scheidung ihrer Eltern abgeflaut sind, zeigten sich bei Jungen häufig darüber hinaus noch Entwicklungsabweichungen. Wir haben zunächst untersucht, wie hoch der Prozentsatz von Kindern mit Verhaltensstörungen ist und ob tatsächlich mehr Jungen als Mädchen Störungen und Auffälligkeiten zeigen. Bei 29% aller Kinder unserer Untersuchungsgruppe sind psycho-soziale Störungen vorhanden, die ihren Eltern z.T. erhebliche erzieherische Schwierigkeiten bereiten. Unter den Kindern mit Verhaltensstörungen sind 30% aller Jungen (113 Jungen) und 27% aller Mädchen (88 Mädchen) unserer Stichprobe, d. h. die Hypothese, wonach Jungen aus Ein-Eltern-teil-Familien weitaus mehr Störungen in ihrer Persönlichkeitsentwicklung aufweisen als Mädchen, wird von den Ergebnissen unserer Untersuchung nicht bestätigt.²⁷⁶ Psychologen und Beratungsstellen sind mit diesen Problemen zu Genüge vertraut.

²⁷⁶ Anneke Napp-Peters. Ein-Eltern-teil-Familie: Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis? Juventa: Weinheim & München, 1987² (1985¹). S. 84–85.

Themenbereich Nichtehelelche Elternschaft

Statistikbeispiel:

Eine uneheliche Geburt eines Kindes macht es unwahrscheinlicher, dass die Mutter jemals heiratet.

Neil G. Bennett, David E. Bloom und Cynthia K. Miller haben 1995 in ‚Demography‘ die Folgen einer unehelichen Geburt für eine anschließende Eheschließung untersucht.²⁷⁷ Ihr Ergebnis lautet: „Wir dokumentieren eine negative Verknüpfung zwischen der unehelichen Geburt von Kindern und der darauf folgenden Wahrscheinlichkeit einer ersten Heirat in den Vereinigten Staaten, wobei eine Vielfalt von möglicherweise das Ergebnis verfälschenden Einflüssen berücksichtigt wurde. Es scheint nicht so, dass die uneheliche Geburt von Kindern durch geringe Erwartungen auf eine zukünftige Ehe motiviert ist. Vielmehr scheint es ein unerwartetes und unerwünschtes Ereignis zu sein, dessen Auswirkungen auf die nachfolgende Wahrscheinlichkeit einer ersten Ehe der Frau im Endergebnis negativ sind. Wir fanden heraus, dass Frauen, die ein Kind außerhalb der Ehe bekommen und Sozialhilfe empfangen, eine besonders geringe Wahrscheinlichkeit aufweisen, im folgenden zu heiraten, obwohl es keinen Beweis dafür gibt, dass Empfänger von AFDC [Sozialhilfe in den USA] geringere Eheerwartungen haben. Zusätzlich finden wir keinen Beweis dafür, dass das Stigma, das mit der Geburt eines unehelichen Kindes verbunden ist, eine wichtige Rolle in diesem Prozess spielt oder dass die Anforderungen der Kinder die Zeit der unverheirateten Mütter, sich nach einer Ehe umzusehen, bedeutend reduzieren.“²⁷⁸

In einer Studie des vom Bundesfamilienministerium finanzierten Deutschen Familien-Surveys heißt es 1998: „Bereits der Zeitraum um die Geburt ist im Hinblick auf die Beziehungs- und Lebenssituation der Eltern nichtehelicher Kinder geprägt von Veränderungen, ja Umbrüchen.

²⁷⁷ Neil G. Bennett, David E. Bloom, Cynthia K. Miller. „The Influence of Nonmarital Child-bearing on the Formation of First Marriages“. *Demography* 32 (1995): 47–62.

²⁷⁸ Ebd. S. 47.

Wie gezeigt werden konnte, scheitern viele Partnerschaften im bzw. am Übergang zur Elternschaft, damit verbunden ändert sich teils auch die Haushaltsform der Mutter. Rund jedes dritte Kind wird in eine Ein-Elternteil-Familie hineingeboren. Die Konsequenzen fehlender oder mangelnder Besetzung der Vaterposition sind bekannt: Geringere soziale und materielle Unterstützung, eingeschränkte Optionen der Aufgabenbewältigung und -teilung bedingen unterdurchschnittliche ökonomische Ressourcen und/oder starke zeitliche Belastungen des alleinerziehenden Elternteils durch gleichzeitige Berufs- und Erziehungstätigkeit. Vor allem in den alten Bundesländern zählen ledige alleinerziehende Mütter mit ihren Kindern zu den am meisten benachteiligten Familienformen.²⁷⁹ Das jedoch wird in den Medien selten zur Sprache gebracht und schon gar nicht damit in Verbindung gebracht, dass dies immer zugleich ein Hinweis darauf ist, dass die Erziehung der Kinder durch zwei Erwachsene empfehlenswerter ist, als ihr Ruf.

Statistikbeispiel:
Nichteheliche Elternschaft bedeutet meist
eine Trennungskatastrophe in früher Kindheit.

In einer Studie des vom Bundesfamilienministerium finanzierten Deutschen Familien-Surveys heißt es 1998: „Nichteheliche Lebensgemeinschaften der leiblichen Eltern enden oft schon früh. So erleben insgesamt rund ein Fünftel aller dauerhaft nichtehelichen Kinder die Trennung ihrer leiblichen Eltern, zwei Drittel von ihnen bereits vor dem dritten Geburtstag, ein Drittel zwischen dem dritten und dem sechsten Lebensjahr, also in einer Zeit, in der sie diesen Vorgang bewusst mitvollziehen und nachdem sie zu ihrem Vater über längere Zeit eine Bindung entwickeln konnten.“²⁸⁰ Offensichtlich macht es

²⁷⁹ Marina Rupp, Harald Rost. „Lebensläufe dauerhaft nichtehelicher Kinder“. S. 71–108 in: Walter Bien, Norbert F. Schneider (Hg.). Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. DJI Familien-Survey 7. Opladen: Leske + Budrich, 1998. S. 75.

²⁸⁰ Marina Rupp, Harald Rost. „Lebensläufe dauerhaft nichtehelicher Kinder“. S. 71–108 in: Walter Bien, Norbert F. Schneider (Hg.). Kind ja, Ehe nein? Status und Wandel der Lebensverhältnisse von nichtehelichen Kindern und von Kindern in nichtehelichen Lebensgemeinschaften. DJI Familien-Survey 7. Opladen: Leske + Budrich, 1998. S. 87.

doch einen Unterschied, ob Eltern nur zusammenleben oder verheiratet sind, zumindest für die Länge der Zeit, die die Kinder mit ihren beiden Eltern zusammenleben dürfen und können.

Steven L. Nock hat Untersuchungen zusammengestellt, die ein Licht auf die Folgen unehelicher Vaterschaft werfen.²⁸¹ Er fasst seine Ergebnisse zusammen: „Es ist wenig über die Konsequenzen von vorehelicher Vaterschaft bekannt. Nur wenige niemals verheiratete Väter leben mit ihren Kindern zusammen. Trotzdem gibt es gute Gründe dafür zu erwarten, dass das Leben dieser Männer durch ihre Vaterschaft beeinflusst wird. Zum Beispiel ist die Wahrscheinlichkeit für Männer, die Geburten vor der Ehe erlebten, geringer, zu heiraten und größer, eheähnlich zusammenzuleben. Beide dieser Tatbestände sind mit niedrigerem Niveau sozioökonomischer Errungenschaften verbunden. Ich gebrauche die ersten 15 Jahre der Landesweiten Langzeitstudie über Jugendliche (National Longitudinal Survey of Youth), um die sozioökonomischen Konsequenzen vorehelicher Vaterschaft zu untersuchen. Die auf Risikomodelle und fixierte Ursachen-Analysen gründenden Ergebnisse legen nahe, dass Männer, die vor der Ehe Kinder haben, früher die Schule verlassen, ein geringeres Einkommen aufweisen, weniger Wochen pro Jahr arbeiten und mit größerer Wahrscheinlichkeit in Armut leben als vergleichbare Männer, die nicht vor der Ehe Vater von Kindern wurden. Die Konsequenzen vorehelicher Vaterschaft sind zum Teil das Ergebnis von Effekten der Selbstselektion, obwohl viele solcher Effekte von verzögerten Eheschließungen und/oder einer höheren Rate von eheähnlichem Zusammenleben verursacht zu sein scheinen.“²⁸² Wenn Männer erst nach einer Eheschließung Väter werden, ist dies also statistisch gesehen für die Kinder selbst nur ein Gewinn.

²⁸¹ Steven L. Nock. „The Consequences of Premarital Fatherhood“. *American Sociological Review* 63 (1998): 250–263.

²⁸² Ebd. S. 250.

Themenbereich Nichteheliche Paare

Statistikbeispiel:
Nichteheliche Paare sind im Schnitt
nicht so glücklich wie verheiratete Paare.

Susan L. Brown und Alan Booth verglichen 1996 die Lebensdaten und Interviewergebnisse von 13.017 repräsentativen Amerikanern in Bezug auf die Lebensqualität ihrer Partnerbeziehungen.²⁸³ Das Ergebnis lautet: „Wir haben herausgefunden, dass nichtehelich Zusammenlebende im allgemeinen eine schlechtere Qualität ihrer Beziehung beschreiben als ihre verheirateten Gegenüber.“²⁸⁴

Alan Booth und David Johnson untersuchten durch 2.033 Interviews mit einem repräsentativen Querschnitt erwachsene Amerikaner, die entweder verheiratet waren oder unverheiratet zusammenlebten.²⁸⁵ Verheiratete waren etwas glücklicher, hatten etwas häufiger Sex, erlebten weniger Streit und waren weniger von Scheidung bzw. Trennung bedroht.

Renata Forste und Koray Tanfer verwendeten 1996 die Daten des ‚National Survey of Women‘ von 1991, die im Auftrag der US-Regierung erhoben worden waren, um die Frauen verheirateter Paare und unverheirateter Paare miteinander zu vergleichen.²⁸⁶ Eines ihrer Hauptergebnisse: Die sexuelle Unverbindlichkeit der unverheiratet Zusammenlebenden gleicht der freier Singles auf der Suche nach Partnern, nicht der der Verheirateten.²⁸⁷ So liegt etwa die Wahrscheinlichkeit, während der laufenden Beziehung eine sexuelle Beziehung zu einer zweiten Person zu haben bei 4% für Verheiratete, 18% für Partnersuchende und bei 20% für unverheiratet Zusammenlebende.²⁸⁸

²⁸³ Susan L. Brown, Alan Booth. „Cohabitation Versus Marriage: A Comparison of Relationship Quality“. *Journal of Marriage and the Family* 58 (1996): 669–678.

²⁸⁴ Ebd. S. 669.

²⁸⁵ Alan Booth, David Johnson. „Premarital Cohabitation and Marital Success“. *Journal of Family Issues* 9 (1988) 255–272.

²⁸⁶ Renata Forste, Koray Tanfer. „Sexual Exclusivity Among Dating, Cohabiting, and Married Women“. *Journal of Marriage and the Family* 58 (1996): 33–47.

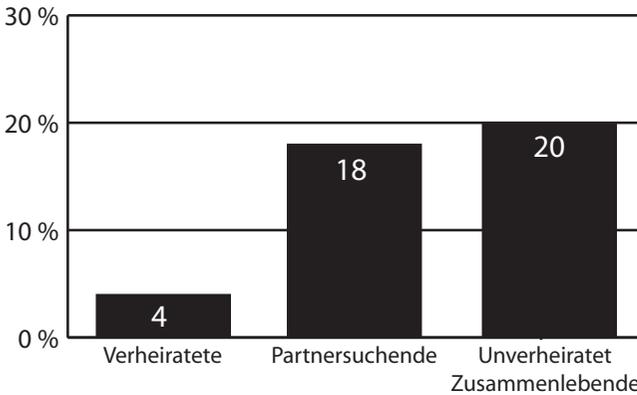
²⁸⁷ Ebd. S. 33.

²⁸⁸ Ebd. S. 38.

Das bedeutet, dass Paare, die ohne Trauschein zusammenleben, statistisch gesehen in Bezug auf die Freizügigkeit, neben der Beziehung weitere sexuelle Beziehungen zu unterhalten, sich nicht dem Verhalten von Ehepaaren annähern, sondern dem Verhalten von Menschen, die gar nicht zusammenleben, aber sexuelle Kontakte unterhalten. Demnach hat der Trauschein doch erhebliche Auswirkungen auf die ‚Treue‘ der Partner. Siehe dazu auch die Grafik 26.

Grafik 26

Wahrscheinlichkeit, während einer bestehenden Beziehung eine sexuelle Beziehung zu einer zweiten Person zu haben (USA 1991/1996)



Ergebnis: Die sexuelle Unverbindlichkeit der unverheiratet Zusammenlebenden gleicht der freier Singles auf der Suche nach Partnern, nicht der der Verheirateten.

Datenquelle: Daten des 'National Survey of Women' von 1991, erhoben im Auftrag der US-Regierung.

Literatur: Renata Forste, Koray Tanfer. "Sexual Exclusivity Among Dating, Cohabiting, and Married Women". Journal of Marriage and the Family 58 (1996):33-47, bes. S. 33+3.

Statistikbeispiel:

Wenn unverheiratet Zusammenlebende dann heiraten, wird ihre Ehe häufiger und schneller geschieden, als wenn Heirat und Zusammenziehen zusammenfallen.

Zahlreiche Untersuchungen haben gezeigt, dass die landläufige Meinung, ein Zusammenleben vor der Heirat sei eine Testphase, die die Qualität der dann geschlossenen Ehen erhöhen würde, statistisch gesehen völlig falsch ist. Vielmehr scheint die durch das Zusammenleben dokumentierte grundsätzliche Bereitschaft, die Beziehung auch wieder zu beenden, und die geringere Hingabe (sei sie nun bewusst oder einem Ideal zuzuschreiben), auch in der dann geschlossenen Ehe fortzuleben. „Eindeutig erweist sich, dass eine der offiziellen Eheschließung vorgeschaltete Probeehe das Scheidungsrisiko um ungefähr 40-60% erhöht.“²⁸⁹

Die Familiensoziologen Larry L. Bumpass, Teresa Castro Martin und James A. Sweet haben eine Studie zu genau dieser Frage durchgeführt. Sie kommen zu dem Ergebnis: „Die höhere Rate von Trennungen für Ehen, denen ein nichteheliches Zusammenleben voranging, wurde in einem früheren Artikel ... dokumentiert. Wir sehen in Tabelle 3, dass dieser Effekt des nichtehelichen Zusammenlebens noch deutlicher zu Tage tritt, wenn andere Einflussgrößen herausgerechnet werden. Frauen, die vor der Ehe mit ihrem Ehepartner zusammenlebten, haben Trennungsraten, die 50% höher als bei denen liegen, die das nicht taten. Für Frauen, die mit jemand anderem als dem ersten Ehepartner unverheiratet zusammenlebten, eine Kategorie, die weniger als 6% der Befragten einschließt, ist das Risiko eines Zerbrechens ihrer Ehe doppelt so hoch.“²⁹⁰

Steven L. Nock hat 1995 einen Überblick über die vorhandenen englischsprachigen Studien zum Vergleich von verheirateten und nicht-

²⁸⁹ Andreas Diekmann, Henriette Engelhardt. „Die soziale Vererbung des Scheidungsrisikos: Eine empirische Untersuchung der Transmissionshypothese mit dem deutschen Familiensurvey“. Zeitschrift für Soziologie 24 (1995): 215–228, S. 223.

²⁹⁰ Larry L. Bumpass, Teresa Castro Martin, James A. Sweet. „The Impact of Family Background and Early Marital Factors on Marital Disruption“. Journal of Family Issues 12 (1991): 22–42, S. 32.

ehelich zusammenlebenden Paaren zusammengestellt.²⁹¹ Er bezeichnet nach der Durchsicht zahlreicher Studien zum Thema die Aussage, dass einer kürzere oder längere Zeit des Zusammenlebens die Stabilität der folgenden Ehe schmälert und nicht stärkt und die Scheidungsquote von Ehen ohne voreheliches Zusammenleben wesentlich niedriger liegt, als eine Aussage, die längst den Status der empirischen Generalisierung erreicht hat.²⁹² Die Unverbindlichkeit der vorehelichen Beziehungen führt nicht zur verstärkten Auswahl derer, die für die Langzeitehe geeignet sind, sondern zur verstärkten Auswahl derer, die keine Dauerverbindung eingehen wollen. Seine eigenen Studien bestätigen dies.²⁹³

William G. Axinn und Arland Thornton gingen 1992 in ‚Demography‘ der Frage nach, wieso Paare, die vor der Ehe zusammengelebt haben, später solch hohe Scheidungsraten aufweisen.²⁹⁴ Sie gingen für ihre Untersuchung von folgender Fragestellung aus: „Kürzliche Befunde, die voreheliches sexuelles Zusammenleben mit hohen Scheidungsraten verbinden, stellen ein komplexes theoretisches und empirisches Rätsel dar. Wir können daraus Hypothesen entwickeln, die vorhersagen, dass voreheliches Zusammenleben bei solchen vorkommt, die zur Scheidung neigen, können aber auch Hypothesen entwickeln, die vorhersagen, dass die Erfahrung vorehelichen Zusammenlebens Haltungen und Werteinstellungen hervorbringt, die die Wahrscheinlichkeit der Scheidung erhöhen. Indem wir die Paneldaten von einer kürzlich untersuchten Gruppe junger Männer und Frauen in den Vereinigten Staaten benutzen, spezifizieren und testen wir aufgrund solcher Vorhersagen die erarbeiteten Modelle.“²⁹⁵

Aufgrund der statistischen Untersuchungen kommen sie dann zu folgendem Ergebnis: „Die Ergebnisse stimmen mit den Hypothesen überein, die davon ausgehen, dass eheähnliches Zusammenleben häufiger bei solchen Männern und Frauen vorkommt, die weniger überzeugt von der Ehe und toleranter gegenüber Scheidung sind. Die Ergebnisse

²⁹¹ Steven L. Nock. „A Comparison of Marriages and Cohabiting Relationships“. *Journal of Family Issues* 16 (1995): 53–76.

²⁹² Steven L. Nock. „A Comparison of Marriages and Cohabiting Relationships“, *Journal of Family Issues* 16 (1995): 53–76, S. 54–55.

²⁹³ Ebd. S. 60+65–67.

²⁹⁴ William G. Axinn, Arland Thornton. „The Relationship Between Cohabitation and Divorce: Selectivity or Causal Influence?“. *Demography* 29 (1992): 357–374.

²⁹⁵ Ebd. S. 357.

stimmen auch mit der Schlussfolgerung überein, dass Erfahrungen des unverheirateten Zusammenlebens merklich die Tolerierung der Scheidung bei jungen Leuten erhöhen.²⁹⁶ „Dieser Aufsatz verwendet Belege aus einer Panelstudie unter jungen Leuten und ihren Müttern, um die Beziehung zwischen Leben in eheloser Lebensgemeinschaft und deren Anfälligkeit für Scheidung zu untersuchen. Unsere Analyse zeigt, dass unverheiratetes Zusammenleben tatsächlich besonders von solchen bevorzugt wird, die am wenigsten von der Ehe überzeugt und am tolerantesten gegenüber Scheidung sind. Dieser Befund stimmt mit Argumenten überein, dass die beobachtete Beziehung zwischen vorehelichem Zusammenleben und Scheidung wenigstens zum Teil dadurch produziert wird, dass diejenigen, die sich mit größter Wahrscheinlichkeit scheiden lassen, auch zum unverheirateten Zusammenleben neigen. Unsere Analyse zeigt auch, dass das mütterliche Überzeugtsein von der Ehe oder die Akzeptierung von Scheidung wichtige Auswirkungen auf die nächste Generation haben, die sich nicht durch das Überzeugtsein von der Ehe und die Akzeptierung von Scheidung bei den Kindern erklären lassen. Dieser Befund stimmt mit kürzlichen Arbeiten zu verwandten Themen überein, die ebenso zeigen, dass die mütterlichen Einstellungen das Verhalten der Kinder in bezug auf das Eingehen von Beziehungen beeinflussen und dieser Einfluss über die eigene Einstellung der Kinder hinausgeht.“²⁹⁷

Die beiden Autoren erläutern den Hintergrund ihrer Untersuchung wie folgt: „Die Erwartung, dass eine positive Beziehung zwischen unverheiratetem Zusammenleben und ehelicher Stabilität bestehe, wurde jedoch in den letzten Jahren durch Studien erschüttert, die in mehreren westlichen Ländern, darunter Kanada, Schweden, Neuseeland und die Vereinigten Staaten, durchgeführt wurden. Diese Studien stimmen zwar mit den Erwartungen überein, dass es bei solchen, die vor der Ehe zusammenleben, hohe Raten des Auseinandergehens gibt. Es finden sich jedoch keine Belege dafür, dass die Erfahrung des Zusammenlebens zu niedrigeren Raten des Auseinandergehens nach der Heirat führe. Statt dessen haben diejenigen, die vor der Ehe zusammenleben, deutlich höhere Scheidungsraten als die, die das nicht tun.

²⁹⁶ Ebd. S. 358.

²⁹⁷ Ebd. S. 371.

Die aufgezeichneten Abweichungen rangieren zwischen 50 und 100% (Balakrishnan et al. 1987; Bennett, Shannon 1984). Außerdem lassen sich diese Abweichungen nicht durch die sozialen, wirtschaftlichen und demographischen Faktoren erklären, die in den Datensätzen untersucht werden.“²⁹⁸

Joan R. Kahn und Kathryn A. London von der Universität von Maryland und dem National Zentrum für Gesundheitsstatistik der USA untersuchten eine repräsentative Auswahl amerikanischer Frauen zwischen 15 und 45 Jahren in der Zeit von 1965 bis 1985. Sie fanden heraus, dass voreheliche Beziehungen das Scheidungsrisiko nach einer Heirat erheblich erhöhen.²⁹⁹

Für Australien haben Joan R. Kahn und Kathryn A. London eine eigene Studie vorgelegt. Ihr Ergebnis: „Eine landesweite australische Studie wurde durchgeführt, um (1) zwischen Ehepaaren zu unterscheiden, die vor der Ehe zusammengelebt, bzw. nicht zusammengelebt haben und (2) zwischen zusammenlebenden Paaren zu unterscheiden, die im Folgenden heirateten, bzw. nicht heirateten. Insgesamt 96 unverheiratet zusammenlebende Paare und 117 verheiratete Paare füllten einen insgesamt 16-seitigen Fragebogen aus, der eine Vielfalt demographischer, sowie die Einstellung, das Verhalten und die Persönlichkeit betreffender Bereiche umfasste. Mit den Paaren wurde nach einem Zeitraum von einem Jahr wieder Kontakt aufgenommen, um die Art und den Umfang der Veränderungen während dem dazwischenliegenden Zeitraum festzustellen. Im Allgemeinen zeigten, wie vorausgesagt, Verheiratete mit Erfahrungen des unverheirateten Zusammenlebens und unverheiratet Zusammenlebende, die eine Ehe vermieden, ein weniger traditionelles Reaktionsmuster (d. h. höherer Grad von Feminismus, umfangreichere sexuelle Erfahrungen, weniger stereotype Aufteilung der Haushaltspflichten usw.) als ihre entsprechenden Gegenüber. Es wurde vorhergesagt und auch so belegt, dass die erstgenannten Paare ein größeres Bedürfnis nach Autonomie und weniger Belege für ein Bedürfnis an Bindung an den Tag legten als die letztgenannten.“³⁰⁰

²⁹⁸ Ebd. S. 358.

²⁹⁹ Joan R. Kahn, Kathryn A. London. „Premarital Sex and the Risk of Divorce“. *Journal of Marriage and the Family* 53 (1991): 845–855.

³⁰⁰ John D. Cunningham, John K. Antill. „Cohabitation and Marriage: Retrospective and Predictive Comparisons“. *Journal of Social and Personal Relationships* 11 (1994): 77–93, S. 77–78.

Statistikbeispiel:
Gewalt in Beziehungen ohne Trauschein oder:
In der Ehe ist die Frau im Durchschnitt am sichersten.

Gewalt in Partnerschaften – sowohl ‚normale‘ Gewalt als auch sexuelle Gewalt – ist nirgends seltener zu finden, als zwischen Ehepartnern; und je länger verheiratet die Ehepartner sind und je stabiler ihre Beziehung ist, desto geringer ist die Gefahr der Gewalt in der Ehe. Zwischen Partnern, die ohne Trauschein zusammen leben, ist die Gewaltrate wesentlich höher als zwischen Ehepartnern.³⁰¹

Dies ist schon lange bekannt, obwohl das Klischee, die Ehe habe einen Hang zur Gewalt, während die freien sexuellen Beziehungen gewaltfreier seien und ja jederzeit beendet werden könnten, immer noch die Medien beherrscht. Murray A. Straus hatte Anfang der 70er den Trauschein als ‚Lizenz zum Schlagen‘ bezeichnet, um dann selbst ab 1981 und 1985 aufgrund von Untersuchungen festzustellen, dass Gewalt in Beziehungen ohne Trauschein häufiger vorkommt, wie er selbst im Rückblick zugibt.³⁰² 1981 wies kurz vor Straus J. M. Makepeace zum ersten Mal auf das hohe Maß an Gewalt in vorehelichen und nichtehelichen sexuellen Beziehungen hin.³⁰³

Die Zerstörung oder Ablehnung der Kernfamilie hat also Gewalt zwischen Partnern nicht verringert, sondern vermehrt. Dabei spielt auch eine Rolle, dass immer weniger Kinder zu Hause einen gewaltfreien Raum erleben, wie er sich am häufigsten in intakten Langzeit-

³⁰¹ Jan E. Stets. „Cohabitation and Marital Aggression: The Role of Social Isolation“. *Journal of Marriage and the Family* 53 (1991): 669–680 und die zahlreichen, dort bes. S. 669+678–680 genannten Studien; ebenso schon Kersti Yllo, Murray A. Straus. „Interpersonal Violence Among Married and Cohabiting Couples“. *Family Relations* 30 (1981): 339–347. Vgl. grundsätzlich Maureen A. Pirog-Good, Jan E. Stets (Hg.). *Violence in Dating Relationships*. New York: Praeger, 1989. S. 3–144 zur tätlichen Gewalt, S. 145–272 zur sexuellen Gewalt.

³⁰² Jan E. Stets, Murray A. Straus. „The Marriage License as a Hitting License: A Comparison of Assaults in Dating, Cohabiting, and Married Couples“. S. 33–52 in: Maureen A. Pirog-Good, Jan E. Stets (Hg.). *Violence in Dating Relationships*. New York: Praeger, 1989 [Nachdruck aus *Journal of Family Violence* 41 (1989)], bes. S. 33. Vgl. die im Aufsatz genannte Literatur und den gesamten Sammelband.

³⁰³ J. M. Makepeace. „Courtship Violence Among College Students“. *Family Relations* 30 (1981) 30: 97–102; vgl. David B. Sugarman, Gerald T. Hotaling. „Dating Violence: Prevalence, Context, and Risk Markers“. S. 3–32 in: Maureen A. Pirog-Good, Jan E. Stets (Hg.). *Violence in Dating Relationships*. New York: Praeger, 1989. S. 3 (dort S. 31 weitere Veröffentlichungen von Makepeace); ähnlich wie Makepeace dann Katherine E. Lane, Patricia A. Gwartney-Gibbs. „Violence in the Context of Dating and Sex“. *Journal of Family Issues* 6 (1985): 45–59.

kernfamilien ergibt. Denn nachgewiesenermaßen stammen Täter und Opfer von Gewalt in vorehelichen Beziehungen wesentlich häufiger aus Familien mit nur einem biologischen Elternteil.³⁰⁴

Katherine E. Lane und Patricia A. Gwartney-Gibbs berichten 1985 über ihre Studie über Gewalt in nichtehelichen Beziehungen: „Eine Studie über berichtete Gewalt in freien sexuellen Beziehungen, die repräsentative Versuchsgruppen von Collegestudenten und eine weite Definition von risikoreichen Beziehungen benutzte, fand wesentlich höhere Raten von Gewalt als die, die bei einer früheren Studie berichtet wurden. Frauen berichteten, dass sie ein vielfältigeres Spektrum von Gewalt anwendeten als Männer, aber Männer wendeten extremere Formen von Gewalt an, übten zu verschiedenen Zeit mit verschiedenen Partnern Gewalt und begingen mehr sexuelle Aggression. Studenten aus Familien mit hohem Einkommen, Weiße und solche, die ‚zusammenlebten‘, berichteten von mehr Gewalt als andere. Die Sexualität scheint eine wichtige Quelle für Gewalt bei der Werbung um das andere Geschlecht darzustellen.“³⁰⁵ „Studenten, die ‚zusammenlebten‘ (unverheiratetes Zusammenleben mit einem Mitglied des anderen Geschlechts), waren wesentlich verwundbarer dafür, sich an allen Formen des Konflikts zu beteiligen, als verheiratete oder ledige Studenten. ... Zum Beispiel berichteten 83% der zusammenlebenden Personen von irgendwelchen Formen von Gewalt, verglichen mit 36% der ledigen Studenten. Leider sind wir mit den Informationen aus unserer Studie nicht in der Lage festzustellen, ob diese Gewalt zwischen den derzeit Zusammenlebenden vorkam oder in vorangegangenen Beziehungen. Nichtsdestoweniger unterstützen diese Resultate den Befund von Yllo und Straus (1981), dass unverheiratet zusammenlebende Personen in mehr Gewalt verwickelt sind als dies bei Ehepaaren der Fall ist. Sie erklärten dieses Phänomen, indem sie auf den Mangel an Sicherheit

³⁰⁴ So die Untersuchungen von J. M. Makepeace. „Social Factors and Victim Offender Differences in Courtship Violence“. *Family Relations* 36 (1987): 87–91; N. O’Keefe u. a. „Teen Dating Violence“. *Social Work* 31 (1986): 465–468 und David B. Sugarman, Gerald T. Hotaling. „Dating Violence: Prevalence, Context, and risk Markers“. S. 3–32 in: Maureen A. Pirog-Good, Jan E. Stets (Hg.). *Violence in Dating Relationships*. New York: Praeger, 1989. S. 16.

³⁰⁵ Katherine E. Lane, Patricia A. Gwartney-Gibbs. „Violence in the Context of Dating and Sex“. *Journal of Family Issues* 6 (1985): 45–59, S. 45.

und Struktur in nichtehelichen Beziehungen hinwiesen.³⁰⁶ Das Fehlen einer ehelichen Verpflichtung scheint sich also doch im konkreten Umgang miteinander niederzuschlagen, zumindest im statistischen Mittel.

Kersti Yllo und Murray A. Straus kamen bereits 1981 aufgrund einer Untersuchung von 2.143 repräsentativ ausgewählten Erwachsenen im Jahr 1976 zu dem Schluss: „Die Befunde dieser Forschungsarbeit zeigen, dass unsere Annahmen über ehelichen Zusammenhalt, die Art des Zusammenlebens und Faktoren, die das Ausmaß an Gewalt in beiden Arten von Beziehungen beeinflussen, erwogen werden müssen. ... Menschen, die in eheähnlicher Form zusammenleben, scheinen gewalttätiger zu sein als Verheiratete. ... Frauen in eheähnlicher Gemeinschaft erleiden mit fast viermal größerer Wahrscheinlichkeit ernsthafte Gewalt, als das bei verheirateten Frauen der Fall ist. Die Daten über gegenseitige Gewalt in Partnerschaften zeigen, dass in eheähnlicher Gemeinschaft lebende Frauen nicht nur die Opfer hoher Raten von Gewalt sind, sondern dass sie ebenso ziemlich gewalttätig gegenüber ihren Partner sind. In eheähnlicher Gemeinschaft Lebende weisen gegenüber den Verheirateten eine fast fünfmal höhere Wahrscheinlichkeit auf, einen ernsthaften Vorfall von Gewalt zu erleben. ... Um sicherzustellen, dass die oben genannten Unterschiede beim Ausmaß von Gewalt nicht falsch sind, wurde die Beziehung zwischen Familienstand und Gewalt im Blick auf eine Anzahl von Schlüsselvariablen kontrolliert. Vorangegangene Vergleiche dieser Versuchsgruppen von Verheirateten und in eheähnlicher Form Zusammenlebenden zeigten, dass Zusammenlebende bedeutend jünger und mit größerer Wahrscheinlichkeit geschieden oder getrennt lebend sind. Auch wurde herausgefunden, dass die Dauer der eheähnlichen Beziehungen bedeutend kürzer war als die von Ehen (Yllo, 1978). Diese Variablen wurden als Kontrollfaktoren eingeführt. Zusätzlich wurde bei der Beziehung auch die Höhe des Familieneinkommens kontrolliert. Die Analyse zeigt keinen Beweis dafür, dass andere Variablen für die höheren Raten von Gewalt unter den in eheähnlicher Gemeinschaft Lebenden verantwortlich sind.“³⁰⁷

³⁰⁶ Katherine E. Lane, Patricia A. Gwartney-Gibbs. „Violence in the Context of Dating and Sex“. *Journal of Family Issues* 6 (1985): 45–59, S. 45.

³⁰⁷ Kersti Yllo, Murray A. Straus. „Interpersonal Violence Among Married and Cohabiting Couples“. *Family Relations* 30 (1981): 339–347, S. 343.

Grundlegende Literatur zu Einführung

Allgemein

- Bridget Maher (Hg.). *The Family Potrait: A Compilation of Data, Research and Public Opinion on the Family*. Washington: The Family Research Council, 2002.
- David Popenoe, Jean Bethke Elstain, David Blankenhorn (Hg.). *Promises to Keep: Decline and Renewal of Marriage in America*. Nalnham (MD): Rowman & Littlefield, 1996.
- David Popenoe. *War Over The Family*. New Brunswick (NJ): Transaction Publishers, 2005.
- David Popenoe, Mark Kassop. *Sociology*. Upper Saddle River (NJ): Prentice Hall, 2000¹¹.
- Glenn T. Stanton. *Why Marriage Matters*. Colorado Springs (CO), 1997.
- Robert E. Rector u. a. *The Harmful Effects of Early Sexual Activity and Multiple Sexual Partners Among Women: A Book of Charts*. 23.6.2003. Washington: The Heritage Foundation, 2003. 25 S. (pdf-file unter www.heritage.org).
- Catherine E. Ross, John Mirowsky, Karen Goldstein. „The Impact of the Family on Health: A Decade in Review“. *Journal of Marriage and the Family* 52 (1990): 1059–1078.
- Linda J. Waite (Hg.). *The Ties That Bind: Perspectives on Marriage and Cohabitation*. Hawthorne (NY): Aldine de Gruvter, 2000.
- Linda J. Waite. „Does Marriage Matter?“ *Demography* 32 (1995): 483–507.
- Linda J. Waite, Maggie Gallagher. *The Case for Marriage: Why Married People Are Happier, Healthier, and Better Off Financially*. New York: Doubleday, 2000.
- Linda J. Waite, Evelyn L. Lehrer. „The Benifits from Marriage and Religion in the United States: A Comparative Analysis“. *Population and Development Review* 29 (2003) 2: 255–275.
- John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002.

- Why Marriage Matters: Twenty-One Conclusions from the Social Sciences. New York: Institute for American Values, 2002. 28 S.
- Betriebswirtschaftliche Effekte familienfreundlicher Maßnahmen: Kosten-Nutzen-Analyse. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2003.
- Nachhaltige Familienpolitik im Interesse einer aktiven Bevölkerungsentwicklung: Gutachten im Auftrag des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, 2003.

Allgemein – Bücher, die über das Internet erhältlich sind

- Patrick Fagan, Kirk Johnson. The Map of America's Families. Washington: The Heritage Foundation, 2002. 40 S. (pdf-file unter www.heritage.org).
- Patrick Fagan u. a. The Positive Effects of Marriage: A Book of Charts. Washington: The Heritage Foundation, 2002. 48 S. (pdf-file unter www.heritage.org).
- David Popenoe, Barbara Dafoe Whitehead. The State of Our Unions 1999. Rutgers (NJ): The National Marriage Project, 1999 (pdf-file unter <http://marriage.rutgers.edu/publicat.htm>).
- David Popenoe, Barbara Dafoe Whitehead. The State of Our Unions 2000. Rutgers (NJ): The National Marriage Project, 2000 (pdf-file unter <http://marriage.rutgers.edu/publicat.htm>).
- David Popenoe, Barbara Dafoe Whitehead. The State of Our Unions 2001. Rutgers (NJ): The National Marriage Project, 2001 (pdf-file unter <http://marriage.rutgers.edu/publicat.htm>).
- David Popenoe, Barbara Dafoe Whitehead. The State of Our Unions 2002. Rutgers (NJ): The National Marriage Project, 2002 (pdf-file unter <http://marriage.rutgers.edu/publicat.htm>).
- David Popenoe, Barbara Dafoe Whitehead. The State of Our Unions 2003. Rutgers (NJ): The National Marriage Project, 2003 (pdf-file unter <http://marriage.rutgers.edu/publicat.htm>).

David Popenoe, Barbara Dafoe Whitehead. *Should we Live Together: What Young Adults Need to Know about Cohabitation before Marriage: A Comprehensive Review of Recent Research*. Rutgers (NJ): The National Marriage Project, 2002² (pdf-file unter <http://marriage.rutgers.edu/publicat.htm>).

Glücklicher und physisch sowie psychisch gesünder

Robert H. Coombs. „Marital Status and Personal Well-Being“: A Literature Review“. *Family Relations* 40 (1991): 97–102.

Allan V. Horwitz, Helene Raskin White, Sandra Howell-White. „Becoming Married and Mental Health: A Longitudinal Study of a Cohort of Young Adults“. *Journal of Marriage and the Family* 58 (1996): 895–907.

Robert E. Rector, Kirk Johnson, Patrick Fagan. *The Effect of Marriage on Child Poverty. A Report of The Heritage Center for Data Analysis*, 15.4.2002. Washington: The Heritage Foundation, 2002. 10 S. (pdf-file unter www.heritage.org).

Catherine E. Ross, John Mirowsky, Karen Goldstein. „The Impact of the Family on Health: A Decade in Review“. *The Journal of Marriage and the Family* 52 (1990): 1059–1078.

Steven Stack, J. Ross Eshleman. „Marital Status and Happiness: A 17-Nation Study“. *Journal of Marriage and the Family* 60 (1998): 527–536.

Lois M. Verbrugge. „Marital Status and Health“. *Journal of Marriage and the Family* 41 (1979): 267–285.

Linda J. Waite. „The Health Benefits of Marriage“. S. 13–32 in: John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002.

John Witte. „The Goods and Goals of Marriage: The Health Paradigm in Historical Perspective“. S. 49–89 in: John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002.

Scheidung

- Paul R. Amato. „Consequences of Parental Divorce and Marital Unhappiness for Adult Well-Being“. *Social Forces* 69 (1991): 895– 914.
- Hans-Jürgen Andreß, Henning Lohmann. Die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 180. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2000 (Nachdruck 2001).
- Lu Decurtins, Peter C. Meyer (Hg.). Entschieden geschieden: Was Trennung und Scheidung für Väter bedeutet. Zürich: Verlag Rüeggger, 2001.
- Graig A. Everett (Hg.). *The Consequences of Divorce: Economic and Custodial Impact on Children and Adults*. New York, London: Haworth Press, 1991.
- Patrick Fagan. How Broken Families Rob Children of Their Chances for Future Prosperity. Backgrounder No. 1283, 11.6.1999. Washington: The Heritage Foundation, 1999. 24 S. (pdf-file unter www.heritage.org).
- Patrick Fagan. Encouraging Marriage and Discouraging Divorce. Backgrounder No. 1421, 26.3.2001. Washington: The Heritage Foundation, 2001. 20 S. (pdf-file unter www.heritage.org).
- Michael Gähler. *Life After Divorce: Economic, Social and Psychological Well-being Among Swedish Adults and Children Following Family Dissolution*. Swedish Institute for Social Research 32. Stockholm, 1998.
- E. Mavis Hetherington, John Kelly. *Scheidung: Die Perspektiven der Kinder*. Weinheim: Beltz, 2003.
- Engl.: E. Mavis Hetherington, John Kelly. *For Better or for Worse: Divorce Reconsidered*. New York: W. W. Norton, 2002.
- Gabriele ten Hövel. *Liebe Mama, böser Papa: Eltern-Kind-Entfremdung nach Ternnung und Scheidung: Das PAS-Syndrom*. München: Kösel, 2003.
- Anneke Napp-Peters. *Scheidungsfamilien: Interaktionsmuster und kindliche Entwicklung: Aus Tagebüchern und Interviews mit Vätern und Müttern nach Scheidung*. Arbeitshilfen 37. Eigenver-

- lag des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge: Frankfurt, 1988.
- David Poenoe, Barbara Dafoe Whiethead. „The Personal and Social Costs of Divorce“. S. 33–46 in: John Wall u. a. (Hg.). *Marriage, Health, and the Professions*. Grand Rapids (MI): Wm. B. Eerdmans, 2002.
- Judith S. Wallerstein, Julia M. Lewis, Sandra Blakeslee. *Scheidungsfolgen – Die Kinder tragen die Last: Eine Langzeitstudie über 25 Jahre*. Münster: Votum, 2002.
- Judith S. Wallerstein, Sandra Blakeslee. *Gewinner und Verlierer: Frauen, Männer, Kinder nach der Scheidung: Eine Langzeitstudie*. DroemerKnaur: München, 1989; Knaur: München, 1992^{Tb}.
- Judith S. Wallerstein, Sandra Blakeslee. *Second Chances: Men, Women, and Children a Decade after Divorce*. Ticknor & Fields: New York, 1989.
- Judith S. Wallerstein, Julia M. Lewis, Sandra Blakeslee. *The Unexpected Legacy of Divorce*. New York: Hyperion, 2000.
- Sabine Walper, Beate Schwarz (Hg.). *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung aus Trennungs- und Stieffamilien*. Weinheim: Juventa, 2002².

Stieffamilien

- Paul R. Amato. „The Implications of Research Findings on Children in Stepfamilies“. S. 83–87 in: Alan Booth, Judy Dunn (Hg.). *Stepfamilies: Who Benefits? Who Does Not?* Hillsdale (NJ): L. Erlbaum Ass., 1994.
- Walter Bien, Angela Hartl, Markus Teubner (Hg.). *Stieffamilien in Deutschland: Kinder zwischen Normalität und Konflikt*. Deutsches Jugendinstitut Familien Survey Bd. 10. Opladen: Leske + Budrich, 2002.
- Alan Booth, Judy Dunn (Hg.). *Stepfamilies: Who Benefits? Who Does Not?* Hillsdale (NJ): L. Erlbaum Ass., 1994.

- E. Mavis Hetherington, Josephine D. Arasteh (Hg.). *Impact of Divorce, Single Parenting, and Stepparenting on Children*. Hillsdale (NJ): Hove and London, 1988.
- Verena Krähenbühl u. a. *Stieffamilien: Struktur – Entwicklung – Therapie*. Freiburg im Br.: Lambertus, 1986¹; 1995⁴; 2001⁶.
- Claudia Gardberg Morner. „Subsistence in an Ambivalent Welfare State: On Lone Mothers in Italy“. S. 245–269 in: Astrid Pfenning, Thomas Buhle (Hg.). *Families and Family Politics in Europe: A Comparative Perspectives*. Peter Lang: Frankfurt, 2000.
- Vera Nowak, Veronika Gössweiner. „Scheidungsfolgen“. S. 221–250 in: Sabine Walper, Beate Schwarz (Hg.). *Was wird aus den Kindern? Chancen und Risiken für die Entwicklung aus Trennungs- und Stieffamilien*. Weinheim: Juventa, 2002².
- David Popenoe. „The Evolution of Marriage and the Problem of Stepfamilies: A Biosocial Perspective“. S. 3–28 in: Alan Booth, Judy Dunn (Hg.). *Stepfamilies: Who Benefits? Who Does Not?* Hillsdale (NJ): L. Erlbaum Ass., 1994.
- Heinz Schattner, Marianne Schumann. „Meine Kinder, deine Kinder, unsere Kinder: Stieffamilien“. S. 77–88 in: *Deutsches Jugendinstitut* (Hg.). *Wie geht’s der Familie?* Kösel: München, 1988.
- Landessozialbericht Band 3: *Alleinerziehende – Lebenslagen und Lebensformen*. Düsseldorf: Ministerium Arbeit, Gesundheit und Soziales des Landes Nordrhein-Westfalen, 1993.

Alleinerziehende

- Hans-Jürgen Andreß, Henning Lohmann. *Die wirtschaftlichen Folgen von Trennung und Scheidung*. Schriftenreihe des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend 180. Stuttgart: W. Kohlhammer, 2000 (Nachdruck 2001).
- Angelika Bach. *Die Renaissance der Ein-Eltern-Familie: Eine demographische Analyse der Entwicklung in Deutschland und Großbritannien*. Soziologische Studien 26. Herbolzheim: Centaurus Verlag, 2001.

- Sara McLanahan, Gary Sandefur. *Growing Up with a Single Parent*. Cambridge (MS)/London, Harvard University Press, 1994.
- Anneke Napp-Peters. „Armut von Alleinerziehenden“. S. 107–122 in: Karl-Jürgen Bieback (Hg.). *Neue Armut*. Campus Verlag: Frankfurt, 1995.
- Anneke Napp-Peters. *Ein-Elternteil-Familie: Soziale Randgruppe oder neues familiales Selbstverständnis?* Juventa: Weinheim & München, 1987² (1985¹).
- Gunilla Ringbäck, Bengt Haglund, Mans Rósen. „Mortality Among Lone Mothers in Sweden: A Population Study“. *The Lancet* Vol. 355. 8.4.2000: 1215–1219.

Väter und Vaterforschung

- Henry B. Biller. *Fathers and Families. Paternal Factors in Child Development*. Westport (CT)/London, 1993.
- Henry B. Biller, Richard S. Solomon. *Child Maltreatment and Paternal Deprivation*. Lexington (MS), Toronto: Lexington Books, 1986.
- Henry B. Biller. *Paternal Deprivation*. Lexington (MS): Heath, 1974.
- Ken Canfield. *The Heart of a Father: How Dads can Shape the Detiny of America*. Chicago: Northfield Publ., 1996.
- Paul Josef Cordes. *Die verlorenen Väter: Ein Noruf*. Freiburg: Herder, 2003.
- Lu Decurtins, Peter C. Meyer (Hg.). *Entschieden geschieden: Was Trennung und Scheidung für Väter bedeutet*. Zürich: Verlag Rügger, 2001.
- Matthias Franz u. a. „Wenn der Vater fehlt: Epidemiologische Befunde zur Bedeutung früher Abwesenheit des Vaters für die psychische Gesundheit im späteren Leben“. *Zeitschrift für psychosomatische Medizin* 45 (1999): 260-278.
- Michiaki und Hildegard Horie. *Auf der Suche nach dem verlorenen Vater*. Wuppertal: R. Brockhaus, 1989².
- Michael E. Lamb (Hg.). *The Role of the Father in Child Development*. New York: John Wiley & Sons, 1976¹; 1981²; 1997³; 2004⁴.

Horst Petri. Das Drama der Vaterentbehmung: Chaos der Gefühle – Kräfte der Heilung. Freiburg: Herder, 2000² Frank Pittman. Warum Söhne ihre Väter brauchen: Der schwierige Weg zur Männlichkeit. dtv: München, 1996.

David Popenoe. Life without Father: Compelling New Evidence that Fatherhood and Marriage are Indispensable for the Good of Children and Society. New York: Free Press, 1996

Kyle D. Pruett. Fatherneed: Why Father Care is as Essential as Mother Care for Your Child. New York: Broadway Books, 2000.

Alexander Thomas. „Untersuchungen zum Problem der vaterlosen Erziehung in ihrem Einfluss auf die psycho-soziale Entwicklung des Kindes“. Psychologische Beiträge 22 (1980): 27-48.

Familienstatistik für Deutschland

Die Familie im Spiegel der amtlichen Statistik. Bonn: Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend, Neuauflage 2003 (überarbeitet aus 1999⁵).

Statistisches Bundesamt (Hg.). Datenreport 2004. Schriftenreihe 450. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2005².

Buchveröffentlichungen von Th. Schirmmacher

- Das Mißverständnis des Emil Brunner (1982) VKW
- Mohammed (19841, 19862, 19903, 19964) (mit Christine Schirmmacher) Schwengeler
- Theodor Christlieb und seine Missionstheologie (1985) Telos
- Die Freimaurer: Religion der Mächtigen (19911, 19922, 19933, 19944) Schwengeler
- Marxismus - Opium für das Volk? (19901, 19972) Schwengeler
- Zur marxistischen Sagen- und Märchenforschung (19911, 20032) VKW
- „Das göttliche Volkstum“ und der „Glaube an Deutschlands Größe und heilige Sendung“: Hans Naumann im Nationalsozialismus“ (2 Bände 19921, in einem Band 20002) VKW
- War Paulus wirklich auf Malta? (19921) (mit Heinz Warnecke) Hänszler; (20002) VTR
- Psychotherapie - der fatale Irrtum (19931, 19942; 19973; 20014) (mit Rudolf Antholzer) Schwengeler
- Paulus im Kampf gegen den Schleier: Eine alternative Auslegung von 1. Korinther 11,2-16 (19931, 19942, 19953, 19974) VKW, (20025) VTR
- Der Römerbrief (2 Bände, 19941) Hänszler, (20002), RVB/VTR
- Ethik (2 Bände, 19941) Hänszler, (3 Bände, 20012; 8 Bände 20023) RVB/VTR
- Der Text des Römerbriefes (1994) VKW
- Galilei-Legenden und andere Beiträge zur Schöpfungsforschung und zur Chronologie der Kulturgeschichte 1979-1994 (1995) VKW
- Völker - Drogen - Kannibalismus: Ethnologische und länderkundliche Beiträge (1997) VKW
- Die Vielfalt biblischer Sprache (19971; 20012) VKW
- Gottesdienst ist mehr: Plädoyer für einen liturgischen Gottesdienst (1998) VKW
- Gesetz und Geist: eine alternative Sicht des Galaterbriefes (1999) RVB
- God Wants You to Learn, Labour and Love (1999) RVB
- 37 Gründe, warum Christen sich für eine Erneuerung unserer Gesellschaft auf christlicher Grundlage einsetzen sollten. (1999) Die Wende
- Christenverfolgung geht uns alle an: Auf dem Weg zu einer Theologie des Martyriums. Idea-Dokumentation 15/99 (19991; 20012) idea
- World Mission - Heart of Christianity (1999) RVB
- Eugen Drewermann und der Buddhismus (20001; 20012) VTR
- Ausverkaufte Würde? Der Pornographie-Boom und seine psychischen Folgen (2000) (mit Christa Meves) Hänszler
- Eine Sekte wird evangelisch - Die Reformation der Weltweiten Kirche GottesIdea-Dokumentation 11/2000. (2000) idea
- Dios Quiere que Tú Aprendas Trabajos y Ames (19911; 20002; 20033) Funad (Nikaragua)
- Law and Spirit (2001) RVB
- Legends about the Galilee-Affair (2001) RVB
- Human Rights Threatened in Europe: Euthanasia - Abortion - Bioethic-Convention (2001) RVB
- Weltmission - Das Herz des christlichen Glaubens: Beiträge aus ‚Evangelikale Missiologie‘ (2001). VKW
- Anfang und Ende von ‚Christian Reconstruction‘ (1959-1995): Geschichte, Theologie und Aufspaltung einer reformierten Bewegung (2001) VKW
- Darf ein Christ schwören? (2001) RVB
- Christus und die Dreieinigkeit im Alten Testament (2001) RVB
- Wie erkenne ich den Willen Gottes? Führungsmystik auf dem Prüfstand (2001) RVB
- Menschenrechte in Europa in Gefahr (2001) RVB

- Love is the Fulfillment of Love - Essays in Ethics (2001) RVB
- Mission und der Kampf um die Menschenrechte (2001) RVB
- The Persecution of Christians Concerns Us All: Towards a Theology of Martyrdom. zugleich Idea-Dokumentation 15/99 E (2001) VKW
- Irrtumslosigkeit der Schrift oder Hermeneutik der Demut? (2001) VTR
- Beiträge zur Kirchen- und Theologiegeschichte: Heiligenverehrung — Universität Gießen — Reformation / Augustin - Böhl — Spurgeon — Brunner (2001) VKW
- Säkulare Religionen: Aufsätze zum religiösen Charakter von Nationalsozialismus und Kommunismus (2001) VKW
- Be Keen to Get Going: William Careys Theology (2002) RVB
- Aufbruch zur modernen Weltmission: William Careys Theologie (2002) RVB
- Paulus im Kampf gegen den Schleier!?! Überarbeitet. (2002) VTR
- Paul in Conflict with the Veil!?! (2002) VTR
- Hoffnung für Europa: 66 Thesen (2002) VTR auch in Englisch, Französisch, Italienisch, Tschechisch, Spanisch, Rumänisch, Portugiesisch, Russisch, Niederländisch, Slowakisch, Ungarisch, Litauisch, Lettisch
- ABC der Demut (2002) RVB
- Führen in ethischer Verantwortung: Die drei Seiten jeder Verantwortung (2002) Brunnen
- Der Papst und das Leiden: Warum der Papst nicht zurücktritt (2002) VTR
- Erziehung, Bildung, Schule (2002) VTR
- Thomas Schirrmacher, Christine Schirrmacher u. a. Harenberg Lexikon der Religionen (2002) Harenberg Verlag
- Studies in Church Leadership (2003) VKW
- Im Gespräch mit dem Wanderprediger des New Age - und andere apologetische Beiträge (2003) VKW
- Verborgene Zahlenwerte in der Bibel? - und andere Beiträge zur Bibel (2003) VKW
- Feindbild Islam (2003) VTR
- Religijos mokslas. Prizmės knyga. Siaulai (2004) Campus Fidus (Litauen)
- Bildungspflicht statt Schulzwang. idea-Dokumentation 4/2005 (2005) VKW/VTR/idea
- Christ und Politik: 50 Antworten auf Fragen und kritische Einwände. idea-Dokumentation 7/2005 (2005). VKW/idea
- Der Ablass (2005) RVB/VTR
- Die Apokryphen (2005) RVB/VTR
- Der Segen von Ehe und Familie: Interessante Erkenntnisse aus Forschung und Statistik. idea-Dokumentation (2006) VKW/idea Als Herausgeber (und zugleich Mitverfasser)
- Don Richardson. Ewigkeit in ihren Herzen (bearbeitet und hg.; ab 3. Aufl. mit Wiss. Nachwort) (1983; 1985; 1988; 1992; 1995) Verlag der Liebenzeller Mission
- (Übersetzer) John Stott/Basil Meeking. Der Dialog über Mission zwischen Evangelikalen und der Römisch-Katholischen Kirche. Brockhaus Verlag: Wuppertal, 1987
- Patrick Johnstone. Gebet für die Welt: Handbuch für Weltmission (1987 bis 1993) (mit Christine Schirrmacher) Hänssler
- Gospel Recordings Language List: Liste der Sprachaufnahmen in 4273 Sprachen (1992) VKW
- „Die Zeit für die Bekehrung der Welt ist reif“: Rufus Anderson (1993) VKW
- William Carey, Eine Untersuchung über die Verpflichtung der Christen [1792] (1993, 1998) (mit Klaus Fiedler) VKW
- Bibeltreue in der Offensive: Die drei Chicagoerklärungen (1993; 2005) VKW
- Im Kampf um die Bibel - 100 Jahre Bibelbund (1994) (mit Stephan Holthaus) Bibelbund
- (Redaktion) Im geistlichen Kampf für die Wahrheit: Festschrift der STH Basel (1995) Immanuel Verlag
- Eduard Böhl. Dogmatik (1995; 2004) Hänssler - RVB/VKW

- Der evangelische Glaube kompakt: Ein Arbeitsbuch (1998; 2004) Hänssler - RVB/VKW
- Werden alle gerettet? Referate der Jahrestagung 1998 des AfeM (mit Klaus W. Müller) (1999) VKW
- The Right to Life for Every Person / Lebensrecht für jeden Menschen (1999) (mit Walter Schrader, Hartmut Steeb) VKW
- Missionswissenschaft im Zeichen der Erneuerung: Ehrengabe zum 70. Geburtstag von Peter Beyerhaus. Sonderausgabe = Evangelikale Missiologie 15 (1999) Heft 2 (mit Klaus W. Müller und Christof Sauer) (1999) afem
- Kein anderer Name: Die Einzigartigkeit Jesu Christi und das Gespräch mit nicht-christlichen Religionen. Festschrift zum 70. Geburtstag von Peter Beyerhaus. (1999) VTR
- Ausbildung als missionarischer Auftrag: Referate der Jahrestagung 1999 des AfeM (mit Klaus W. Müller) (2000) VKW
- Mission in der Spannung zwischen Hoffnung, Resignation und Endzeitenthusiasmus: Referate der Jahrestagung 2000 des AfeM (mit Klaus W. Müller) (2000) VKW
- Baumeister bleibt der Herr: Festgabe zum 80. Geburtstag von Prof. Bernd Schirrmacher (mit Klaus Schirrmacher und Ingrid von Torklus) (2001) VKW
- Märtyrer 2001 — Christenverfolgung vor allem in islamischen Ländern. (mit Max Klingberg). Idea-Dokumentation 14/2001 (2001) VKW/idea
- Anwalt der Liebe - Martin Bucer als Theologe und Seelsorger: Zum 450. Todestag des Reformators. (2001) VKW
- Die vier Schöpfungsordnungen Gottes: Kirche, Staat, Wirtschaft und Familie bei Dietrich Bonhoeffer und Martin Luther (2001) VTR
- A Life of Transformation: Festschrift for Colonel V. Doner (2002) RVB
- Märtyrer 2002 (mit Max Klingberg). Idea-Dokumentation 7/2002 (2002) VKW/idea
- Patrick Johnstone. Gebet für die Welt: Das einzigartige Handbuch (2003) Hänssler
- Märtyrer 2003 (mit Max Klingberg). Idea-Dokumentation 11/2003 (2003) VKW/idea
- Wenn Kinder zu Hause zur Schule gehen (mit Thomas Mayer) (2004) VTR
- Menschenrechte für Minderheiten in Deutschland und Europa: Vom Einsatz für die Religionsfreiheit durch die Evangelische Allianz und die Freikirchen im 19. Jahrhundert (mit Karl Heinz Voigt). Idea-Dokumentation 3/2004 (2004) VKW/idea
- Herausforderung China: Ansichten, Einsichten, Aussichten (mit Konrad Brandt) (2004) VKW/idea
- Europa Hoffnung geben: Dokumentation (mit Thomas Mayer) (2004) VTR
- Märtyrer 2004 - Das Jahrbuch zur Christenverfolgung heute. (mit Max Klingberg). Idea-Dokumentation 8/2004 (2004) VKW/idea
- Tabuthema Tod? Vom Sterben in Würde (mit Roland Jung, Frank Koppelin). Idea-Dokumentation 9/2004 (2004) VKW/idea
- Mission verändert – Mission verändert sich / Mission Transformes – Mission is Transformed: Festschrift für Klaus Fiedler (mit Christof Sauer) (2004) VTR/VKW
- Märtyrer 2005 - Das Jahrbuch zur Christenverfolgung heute. (mit Max Klingberg). Idea-Dokumentation 11/2005 (2005) VKW/idea
- Ein Maulkorb für Christen? Juristen nehmen Stellung zum deutschen Antidiskriminierungsgesetz und ähnlichen Gesetzen in Europa und Australien. idea-Dokumentation 12/2005 (mit Thomas Zimmermanns) (2005) VKW/idea
- Scham- und Schuldorientierung in der Diskussion Kulturanthropologische, missiologische und theologische Einsichten (mit Klaus W. Müller) 2006 VTR/VKW
- Familienplanung - eine Option für Christen? idea-Dokumentation (2006) VKW/idea

Über den Autor



Dr. mult. Thomas Schirmmacher (geb. 1960) studierte Theologie in der Schweiz und den Niederlanden, Vergleichende Religionswissenschaft, Völkerkunde und Soziologie in Bonn und Kulturanthropologie in den USA. Er promovierte in Theologie (1985), in Kulturanthropologie (1989) und in Ethik (1996) und erhielt 1997 und 2006 zwei Ehrenpromotionen aus den USA und aus Indien.

Er ist Rektor des Martin Bucer Seminars, einer theologischen Hochschule für Berufstätige mit Studienzentren in Bonn, Hamburg, Berlin, Zürich, Innsbruck, Prag, Zlin und Istanbul und Direktor des Instituts für Lebens- und Familienwissenschaften in Bonn. Er hatte und hat zahlreiche Lehrstühle und Lehraufträge in den USA, Indien und Rumänien inne, derzeit etwa für Ethik am Whitefield Theological Seminary (USA), für Internationale Entwicklung an der William Carey University (Bangalore, Indien) und für Religionssoziologie an der Staatlichen Universität von Oradea (Rumänien). Er ist Verfasser und Herausgeber von 74 Büchern, darunter eine sechsbändige „Ethik“.

Ausserdem ist er Geschäftsführer des Arbeitskreises für Religionsfreiheit der Deutschen und der Österreichischen Evangelischen Allianz und Mitglied der Kommission für Religionsfreiheit der Weltweiten Evangelischen Allianz.

Er ist mit der Islamwissenschaftlerin Prof. Dr. Christine Schirmmacher verheiratet und Vater eines Sohnes (13) und einer Tochter (10).

Seine Biografie findet sich in Who's Who in the World, Dictionary of International Biography, International Who's Who in Distance Education, International Who is Who of Professionals, Who is Who in der Bundesrepublik Deutschland, 2000 Outstanding People of the 21st Century, 2000 Outstanding Intellectuals of the 21st Century, Kürschners Deutscher Sachbuch-Kalender u. a.



Institut für Lebens- und
Familienwissenschaften

Das 2004 neugegründete und im Aufbau befindliche Institut für Lebens- und Familienwissenschaften besteht aus einem Forschungszweig für Lebenswissenschaften und einem Forschungszweig für Familienwissenschaften. Es hat die Aufgabe, die Belange der Lebensrechtsbewegung in Deutschland und Europa (EU) durch Forschung und Veröffentlichungen zu unterstützen.

Dabei spielen das Erheben und Sichten statistischer Daten zugunsten von Kindern und Familien eine zentrale Rolle. Es werden Argumente für das Lebensrecht ungeborener ebenso gesammelt, wie statistische Belege für die Vorteile von Langzeitehen und Kernfamilien, sowie die Nachteile und Probleme von anderen Familienformen und die Familie verneinender Aktivitäten und Sichtweisen wie Pornografie und gelebte Homosexualität.

**“Wer seine Familie
vernachlässigt,
dessen Besitz löst
sich in Luft auf!”**

Sprüche 11, 29
(Die gute Nachricht)



Träger: Treff christlicher Lebensrechts-Gruppen (TCLG) • Stützenburgstraße 7, 70182 Stuttgart • 1. Vorsitzender: Hartmut Steeb, Stuttgart • Generalsekretär der Deutschen Ev. Allianz • 2. Vorsitzende: Gudrun Ehlebracht, Biefefeld

Koordination: Pro Mundis e. V. (Bonn) • Friedrichstr. 38, D-53111 Bonn • 1. Vorsitzender: Dr. Thomas Schirrmacher • Professor für Ethik • 2. Vorsitzende: Dr. Susanne Lux, MDiv • Statistikspezialistin, Schriftführerin im Bundesverband Lebensrecht

Spendenkonto: Abzugsfähigkeit für wissenschaftliche Zwecke bis 10% des Einkommens

Pro Mundis e.V. • Kto. 8586800 • BLZ 45260475 • Spar- und Kreditbank Witten

Martin Bucer Seminar



MARTIN
BUCER
SEMINAR

Berlin • Bonn • Hamburg • Pforzheim

Innsbruck • Istanbul • Prag • Zlin • Zürich

Das Martin Bucer Seminar bietet theologische Ausbildungen mit amerikanischen und anderen Abschlüssen (Bibelschule: Bachelor-Niveau, Theologiestudium: Master of Theology-Niveau, Promotion) für Berufstätige und Vollzeitliche an. Der Stoff wird durch Samstagsseminare, Abendkurse, Fernkurse und Selbststudium sowie Praktika vermittelt. Leistungen anderer Ausbildungsstätten können in vielen Fällen anerkannt werden.

Die Arbeit des Seminars wird wesentlich durch Spenden finanziert. Durch eine Spende an den Trägerverein »Institut für Weltmission und Gemeindebau« e.V. können Sie die Arbeit unterstützen:

Spendenkonto

IWG. e.V., K.-Nr. 613 161 804, BLZ 700 10080

Verwendungszweck: Seminar

Studienzentren im Ausland:

Studienzentrum Innsbruck: innsbruck@bucer.de

Studienzentrum Istanbul: istanbul@bucer.de

Studienzentrum Prag: prag@bucer.de

Studienzentrum Zlin: zlin@bucer.de

Studienzentrum Zürich: zuerich@bucer.de

Studienzentrum Berlin

Martin Bucer Seminar

Breite Str. 39B

13187 Berlin

Fax: 0 30 - 4 22 35 73

E-Mail: berlin@bucer.de

Studienzentrum Bonn

Martin Bucer Seminar

Friedrichstr. 38

53111 Bonn

Fax 02 28 - 9 65 03 89

E-Mail: bonn@bucer.de

Studienzentrum Hamburg

Martin Bucer Seminar

Doerriesweg 7

22525 Hamburg

Fax 0 40 - 5 47 05-2 99

E-Mail: hamburg@bucer.de

Studienzentrum Pforzheim

Martin Bucer Seminar

Bleichstrasse 59

75173 Pforzheim

Fax 0 72 31 - 28 47 38

E-Mail: pforzheim@bucer.de

Website: www.bucer.de

E-Mail: info@bucer.de

